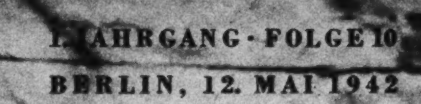
UNSER HEER

…EN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES


1. JAHRGANG · FOLGE 10
BERLIN, 12. MAI 1942

Je entschlossener und je härter wir alle Opfer auf uns nehmen, die ein solcher Krieg mit sich bringt, um so sicherer werden wir jenen Frieden erringen, den unser Volk erstrebt

ADOLF HITLER

Im VISIER

Krise auf sieben Meeren

Von Hauptmann WERNER STEPHAN

BEKENNTNIS



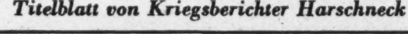
Der glänzende Verlauf des „Tages der Wehrmacht" in diesem Jahre ließ bereits ein entsprechend großartiges Ergebnis ahnen, aber niemals die Summe, die nun tatsächlich vorliegt: 47 377 935,27 RM., wovon das Heer allein an der Front 3 641 000 RM. sammelte. Was in der nüchternen Zahl des Gesamtergebnisses ausgedrückt ist, erfassen wir erst richtig, wenn wir ihr das Vorjahrsergebnis mit 30 258 490,59 RM. gegenüberstellen und so zu einer Steigerung des Sammelergebnisses von 56,58 % kommen. Und auch das ist noch kein endgültiger Maßstab. Denn diese 30 Millionen des Jahres 1941 fußten auf dem Sammelergebnis von 1940 mit 17 659 146 Millionen, die am ersten „Tag der Wehrmacht" im Kriege gespendet wurden. Der Keim zu diesen wahrhaft großen Erfolgen liegt wiederum in der Sammlung von 1939, die 4,7 Millionen RM. erbrachte. Welche Entwicklung: von 4,7 Millionen RM. im Jahre 1939 auf mehr als 47 Millionen RM. in diesem Jahre, eine Steigerung um das Zehnfache! Die Heimat hat die Front verstanden, die Front aber wird auch angesichts dieser Zahlenreihe die Heimat verstehen. Aus diesem Verstehen wächst ein immer stärkeres Zueinanderbekennen, eine unerschütterliche Front der Herzen, der die Feinde nichts gegenüberzustellen haben. Wieder haben sich die Führerworte erfüllt: „Aber auch das, was die Heimat leistet, muß dereinst vor der Geschichte bestehen können." Die 47 Millionen RM. des „Tages der Wehrmacht" sind eine historische Zahl.

GOLD



Während 15 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten arbeitslos mit knurrendem Magen durch die Straßen irren, hortete das System Roosevelt Goldbarren auf Goldbarren, bis es zwei Drittel des Goldvorrates der Erde gehamstert hatte. Mit einer auf diesem Gold aufgebauten Weltwährung des allmächtigen Dollars wollte es seine Herrschaft über die Menschen und Güter dieser Erde verewigen. Doch schon bald nach Kriegsbeginn wurde offenbar, daß all dieses Gold keinen Tauschwert mehr besaß, weil die Menschen Maschinen, Lebensmittel, Kleidung und andere lebensnotwendige Dinge brauchten. Zwar konnte man den südamerikanischen Staaten noch Gold als Kaufpreis und „großzügige" Anleihen aufhängen. Jetzt aber zerbricht man sich in Amerika ernstlich den Kopf darüber, ob es nicht doch besser sei, dem Gold wenigstens dadurch einen bescheidenen Nutzwert zu verschaffen, daß man es statt des fehlenden Zinns für Konservenbüchsen verwendet, besonders bei solchen, die für Apfelmus bestimmt sind. Gibt es wohl einen schlagenderen Beweis für die Sinnlosigkeit eines Wirtschaftssystems, das auf totem Metall statt auf lebendiger Arbeit aufgebaut ist? Es sind für die Amerikaner recht bittere Äpfel der Erkenntnis, die in diese vergoldeten Dosen eingemacht werden . . .

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse


Titelblatt von Kriegsberichter Harschneck

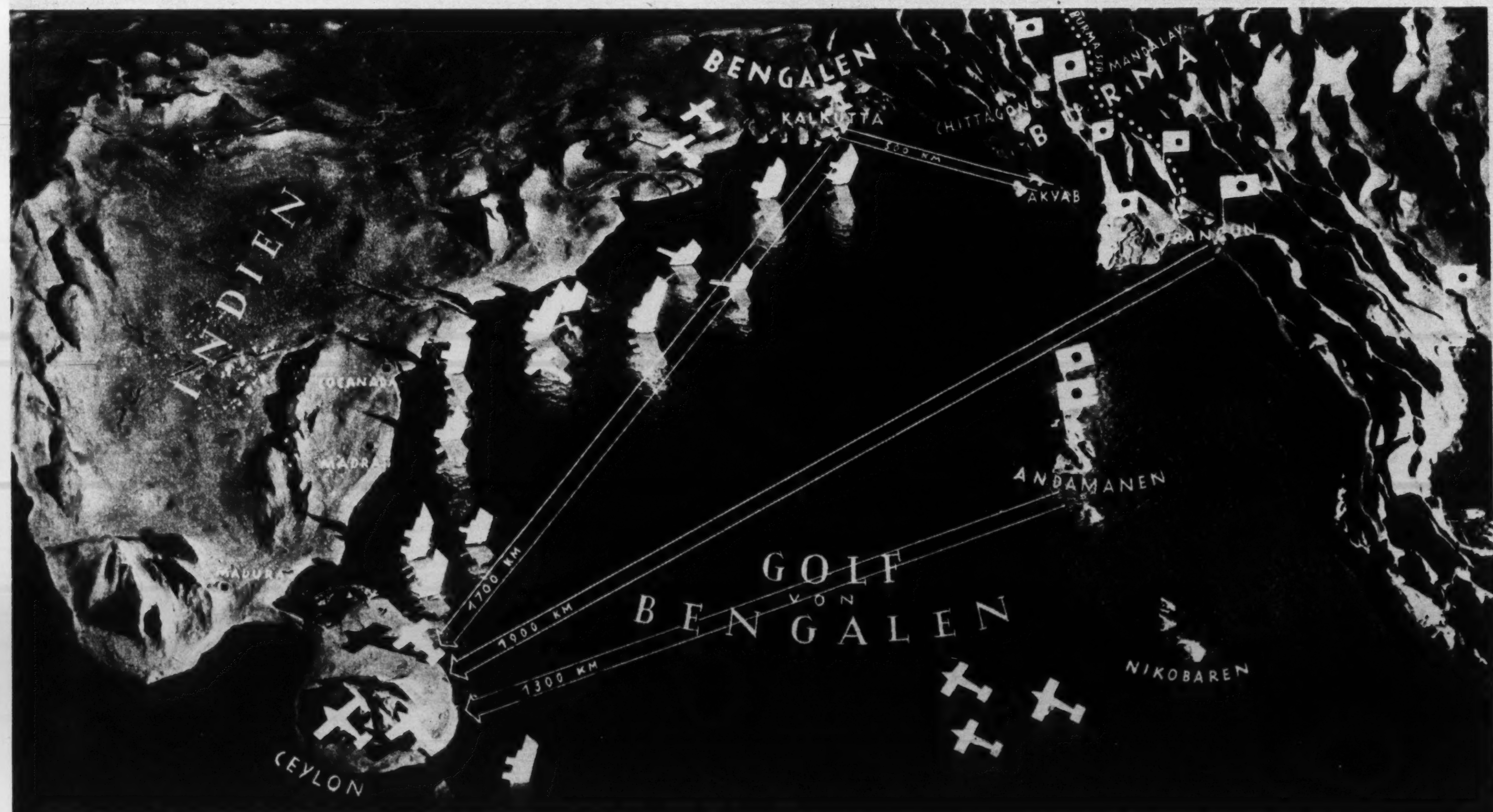
Als um die Weihnachtszeit Roosevelt und Churchill in Washington zusammentrafen, um die durch Japans Kriegseintritt geschaffene Lage zu beraten, da versuchten sie in aller Welt die Meinung zu verbreiten, die Situation könne ganz einfach gelöst werden: man brauche nur alle Kräfte gegen den gefährlichsten Gegner — gegen Deutschland — zu vereinigen. Wenn das — so meinten die beiden plutokratischen Kriegsverbrecher — möglichst schnell und möglichst vollständig geschähe, dann müsse das Reich dem geschlossenen Ansturm von Osten und Westen her erliegen. Und mit den anderen Staaten des Dreimächtepaktes könne man dann nacheinander schon fertig werden. Heute, vier Monate später, bekennt man in England wie in USA ganz laut, daß man damals den alten Fehler wiederholt hat, nämlich seine Feinde zu unterschätzen. Denn die Achsenmächte haben den plutokratisch-bolschewistischen Verbündeten inzwischen keine Möglichkeit zur Bildung einer Einheitsfront geboten. Sie haben — wie immer in diesem Kriege — das Gesetz des Handelns sich nicht entwinden lassen, sondern ihre Schläge so geführt, daß von einem einheitlichen Aufmarsch der anderen längst nicht mehr die Rede ist. Heute klagt man in London, daß die englische Flotte zu Schlachten auf sieben Meeren gezwungen sei und ihre Kräfte auf ungeheuren Flächen zwischen dem Nördlichen Eismeer und dem Pazifik zersplittern müsse. Und der Erste Berater des Lords der Admiralität jammert, daß man nicht länger in der Lage sei, gleichzeitig die Straßen von Amerika nach England, nach der Sowjet-Union und nach Indien zu schützen. Und es paßt in dieses Bild, wenn der „Daily Herald", das Organ der britischen Gewerkschaften, heute betrübt feststellt, daß „die Nerven des englischen Volkes allmählich durch die Kriegslage auf die härteste Probe gestellt werden, wobei es am schwersten empfunden werde, daß es nicht mehr möglich sei, aus anderen Gewässern Kriegsschiffe für eine Festigung der Lage im Indischen Ozean herauszuziehen".

Daß die akute Krise des britischen Empires im Frühjahr gerade im südasiatischen Raum sichtbar werden würde, hat auch noch nach Japans Kriegseintritt in London und in Washington zunächst kein Mensch vorausgesehen. Selbst Pessimisten, die Singapur bedroht sahen, glaubten nicht an eine Ausweitung der Kriegsgefahr über den engeren Raum des Südchinesischen Meeres hinaus. Wer damals dem großspurigen W. C. vorausgesagt hätte, daß noch nicht vier Monate nach Pearl Harbour im Raum von Ceylon, rund 6000 Kilometer von den japanischen Inseln entfernt, ein vernichtender Schlag auf die britische Flotte herniederfahren würde, der wäre als ein Narr verlacht worden. Heute muß der englische Ministerpräsident kleinlaut zugeben, daß ein Schutz seiner Schiffe durch Luftstreitkräfte unmöglich ist, weil er nicht über genügend Flugzeuge verfügt. So sind die Japaner die Herren des Indischen Ozeans geworden, wie sie — der Fall der amerikanischen Philippinen-Festung Bataan hat es wieder bewiesen — schon vorher die Herren des Pazifiks waren. Aber Schritt für Schritt schieben sie, im Besitze der See- und der Luftüberlegenheit, sich nun auch auf dem asiatischen Festland vorwärts. Mit krassen Farben schildert ein amerikanischer Korrespondent den verzweifelten Widerstand der Briten in Burma, wo „die Kraftwagen, die von USA nach dem Leih- und Pachtgesetz geliefert waren, brannten und unsere Truppen 50 Meilen nördlich der großen Straße nach China mit dem Rücken gegen die Wand kämpften. Pearl Harbour und Singapur haben", so sagt dieser Kriegsberichter aus New York, „wie zwei Vulkane unsere Stellungen auseinandergerissen. Wir haben nicht genug Flugzeuge, um dem Feind an einer sich von den Salomon-Inseln bis nach Ceylon erstreckenden, 5000 Meilen langen Front entgegenzutreten." So konnten die Briten nichts tun, als die Bohrtürme im Ölrevier von Burma zu sprengen und in Brand zu setzen, womit sie der Bevölkerung klarmachten, daß sie nicht auf Wiederkehr rechnen.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Hoffnung auf Hilfe von seiten der Bevölkerung dieser Gebiete, die die Angelsachsen für sich mobilisieren wollten, fehlschlug. Weder die Chinesen noch die Inder waren gewillt oder in der Lage, das Schicksal zu wenden. Die Inder um so weniger, als sie seit Jahrhunderten englische Versprechungen in Kriegszeiten genugsam kennengelernt haben, um nun einer neuen Auflage mit irgendeinem anderen Gefühl als dem grenzenlosen Mißtrauens gegenüberzustehen. Cripps' Mission nach Neu-Delhi endete mit einem vollen Mißerfolg. Die Tatsache aber, daß das durch Londoner Intrigen seit Jahrhunderten zersplitterte indische Volk zu einer einstimmigen Ablehnung eines englischen Angebots gelangte, vernichtet die Reste des politischen Prestiges der Briten. Sie macht deutlich, wie gewaltig die Wandlungen sind, die durch den japanischen Aufmarsch an der indischen Land- und Seefront von Ceylon bis Akyab hervorgerufen wurden.

Doch nicht nur in Ostasien verändern die Erfolge der jungen Nationen das Weltbild. Nicht weniger erstaunlich ist für den ganzen Erdkreis die nicht abreißende Kette der Schiffsversenkungen an der amerikanischen Ostküste und im Eismeer oder das Ende der Winterschlacht im russischen Raum, der die bolschewistischen Truppen nach allen Opfern und rücksichtslosen Einsätzen im wesentlichen auf der Frontlinie von Schlüsselburg bis Taganrog findet, in der sie vor vier Monaten ihren Gegenstoß begannen. So bleibt den plutokratischen Machthabern nur die bittere Klage, daß ein Ende der Abwärtsbewegung nicht abzusehen sei und die Krise auf den sieben Meeren weitergehen wird wie zu Lande. Die deutschen Soldaten werden dafür sorgen, daß sie sich immer weiter verschärft.

(Abgeschlossen 21. April)



Japan vor den Toren Indiens. *Am Beginn des fünften Kriegsmonats in Ostasien sieht sich die japanische Wehrmacht in der Lage, von den gewonnenen Stützpunkten aus gegen Indien, das Herz des Empires, vorzustoßen. Die östliche Schutzmauer zu Großbritanniens Indienbesitz ist erbrochen. Von Akyab spannt sich das japanische Machtfeld zur Luft über Nordburma, Chittagong und Kalkutta weit in die britischen Indienprovinzen Assam und Bengalen. Von den Andamanen aus umfaßt es die gegenüberliegende indische Küstenfront einschließlich Ceylon. Die Wasser des Bengalischen Golfes sind zum Kampffeld der japanischen Seestreitkräfte geworden, die bereits Versenkungserfolge melden konnten. Indien hat den Krieg vor der Tür!*

Plastische Karte: „Unser Heer" (Gefr. W. Kruse, Gefr. H. Thiele)

Kampf auf der K[illegible]



„Warten . . . noch rührt sich keiner!“
Ein sMG ist in der Flanke der Sowjets in Stellung gebracht. In Sekunden beginnt ein blutiges Mähen

Pak lauert auf Panzer,
die auf einer der breiten Paßstraßen in den Krimbergen anrollen



„Geht es weiter?“
Viele Ohren hören das Gespräch mit, versuchen Wortfetzen zu erhaschen. Geht es wieder weiter?



„Die Nächsten . . .“
Aus der Deckung des ersten Angriffzieles arbeiten sich die Infanteristen einzeln vor

FÜHREN UND GEHORCHEN

Von Hauptmann PLATH

„Als Führer sei hart in deiner eigenen Pflichterfüllung, entschlossen in der Vertretung des Notwendigen, hilfreich und gut zu deinen Untergebenen, nie kleinlich in der Beurteilung menschlicher Schwächen, groß im Erkennen der Bedürfnisse anderer und bescheiden in deinen eigenen!“

Diese Forderungen, die der Führer aufgestellt hat, könnten auch in einer Dienstvorschrift unseres Heeres stehen. Sie gelten auch für die soldatische Führung aller Dienstgrade in Friedens- und Kriegszeiten. In Kriegszeiten aber mit ganz besonderem Ernst. Der deutsche Soldat, durchdrungen von der Verantwortung und Verpflichtung, für sein Volk mit dem Einsatz aller seiner Kraft, ja seines Lebens den Sieg und das uneingeschränkte Lebensrecht zu erkämpfen, sieht mit unbändigem Stolz und starkem Vertrauen zu seinem Führer und Obersten Befehlshaber als zu seinem höchsten soldatischen Vorbild auf. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft, die ihn zum besten Soldaten der Welt machen.

Das nationalsozialistische deutsche Heer kennt keine Führungsansprüche, die sich nur aus Geburt, Stand oder Besitz herleiten. Entscheidend sind Eignung, Leistung und Bewährung. Daß für den Berufsoffizier ein bestimmter Grad der Vorbildung gefordert werden muß, bedarf keiner Begründung. Im Kriege aber ist der Kampf, das Gefechtsfeld die Geburtsstätte des soldatischen Führers. Der „Ernstfall“ entscheidet, wer führen kann und wer zu gehorchen hat. Hier empfängt der Soldat den „inneren Befehl“ dazu und übernimmt im entscheidenden Kampfmoment die Verantwortung. Im Gefecht zeigt sich, wer das tapferste Herz, den klarsten Kopf, den härtesten Willen und die sicherste Hand hat. Bisher im Glied mit den Kameraden, springt jetzt ein Mann vor, reißt die anderen mit, führt an, gibt Befehle und kämpft selbst bahnbrechend vorwärts. Der Kampferfolg und der Sieg über den geworfenen Feind, der ihm geleistete Gehorsam, das ihm bewiesene Vertrauen seiner Kameraden erfüllen das junge Soldatenherz mit stolzer Freude. Er ist ihr Führer geworden, sie sind nun „seine Soldaten“. Tausendfach vollzieht sich diese Führerauslese so an der Front. „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige“, hat Moltke gesagt. Zur Eignung und Leistung des so hervorgetretenen Führers muß die Bewährung kommen. Wer

sich zum Führer berufen weiß, muß sich täglich neu mit unerbittlichem Ernst der Anforderungen bewußt werden, die an ihn vom Ganzen her als auch im Blick auf den einzelnen Soldaten seines Truppenteils gestellt sind. „Führer sein, heißt seinen Leuten vorleben; vorsterben ist dann wohl auch einmal ein Teil davon", schrieb Walter Flex, der Infanterieoffizier des Weltkrieges. Der Führer muß „hart sein in der eigenen Pflichterfüllung". Daß er die ihm anvertrauten Waffen beherrschen, in der Führung seiner Gruppe, seines Zuges, seiner Kompanie usw. gewandt und straff, in seinem eigenen Auftreten vor der Front knapp und energisch, in bezug auf Haltung, Anzug und Benehmen in und außer Dienst korrekt und sauber, und alles in allem in jeder Beziehung zuverlässig sein muß, sind Selbstverständlichkeiten, über die es für einen Soldaten keiner weiteren Worte bedarf. Aber er muß auch in eiserner Härte gegen sich selbst der Mann sein, „der dem Tod ins Angesicht schauen kann". Eine Truppe versagt nie, auch unter den härtesten Bedingungen nicht, wenn ihr Führer nicht versagt. Auf ihren todesmutigen Vorkämpfer und Anführer ist sie stolz und „geht für ihn durchs Feuer".

Entschlossenheit in der Vertretung des Erforderlichen muß ein Führer beweisen; das heißt in der Soldatensprache: Befehl ist Befehl. Er wird ausgeführt ohne Kritik oder Mißfallensäußerungen. Der Soldat wiederholt den empfangenen Befehl wortgetreu, im übrigen schweigt und handelt er. Es ist nicht notwendig, ihm zu erklären, warum und wieso. Er gehorcht, weil er vertraut. Ein Führer, der es verstanden hat, mit eisern vorgelebter Selbstzucht und harter Entschlossenheit seiner Truppe solchen Geist und solche Disziplin einzuimpfen, hat sich mit ihr ein Kampfinstrument erzogen, das hartgeschliffen und unüberwindlich ist.

Gemeinsam durchlebte und durchlittene Kampftage schweißen die Soldaten mit ihren Vorgesetzten zu einer Einheit zusammen, die unzerbrechlich ist, wenn sie in ihrem Führer zugleich ihren besten Kameraden erlebt haben. Des Führers Forderung: „sei hilfreich und gut zu deinen Untergebenen" verpflichtet jeden Truppenführer zu ständiger treuer Fürsorge. Wie oft genügt schon ein aufmunterndes Wort, ein herzhafter Witz, um den müde gewordenen und stumpfen „Haufen" zu gestraffter Haltung wieder hochzureißen! Ein richtiger Vorgesetzter kennt seine Leute nicht nur mit Namen, nicht nur nach Tüchtigkeit, Charakter und Anlagen, er kennt auch ihre Heimatverhältnisse, ihre Sorgen und Nöte. Er weiß von jedem, wo ihn der Schuh drückt. Er weiß: den muß ich antreiben, dem Mut machen, der braucht einen guten Rat, ein helfendes Wort, der muß gebremst werden usw.

Er kennt „seine Pappenheimer", aber er ist nie kleinlich in der Beurteilung menschlicher Schwächen. Nicht jedes Vergehen oder Versagen muß gleich zur Bestrafung gemeldet oder disziplinarisch geahndet werden. In üblen Fällen ist scharfes Durchgreifen Wohltat für die Truppe und heilsam für den Betroffenen selbst. Aber danach ist der Fall auch begraben und vergessen. Nur dann nachträglich kein ewiges Herumreiten auf der alten Sache! Das wirkt niederdrückend. Aber ein freundliches Lob und ein Wort der Anerkennung seitens des Vorgesetzten auch im alltäglichen kleinsten Dienst spornt an und erfreut das Herz des Soldaten.

Der Kampfeinsatz, zumal der längere, bringt es unwillkürlich mit sich, daß sich, ganz abgesehen vom Anzug, die Haltung des Soldaten landsknechtsmäßig lockert. Nach dem Einsatz jedoch genügen erfahrungsgemäß wenige Tage der Ruhe, um die Einheit wieder in die alte, soldatisch straffe Form zu bringen. Nun sind Dienst, Unterbringung und Verpflegung wieder normal. Gerade hier aber gewinnt die im Führerwort an letzter Stelle genannte Forderung erhöhte Bedeutung: Als Führer sei groß im Erkennen der Bedürfnisse anderer und bescheiden in deinen eigenen! Ehrlos würde handeln, wer sich aus seiner gehobenen Stellung persönliche Vorrechte oder Vorteile herleiten wollte. Im deutschen Heer hat von jeher jeder rechtschaffene Vorgesetzte, Gruppenführer, Hauptfeldwebel, Kompaniechef seinen besonderen Ehrgeiz darein gesetzt, die bestgekleidete, bestverpflegte und am besten untergebrachte Truppe zu haben, und daß die Verteilung und Verwendung der zuständigen Verpflegung und Marketendereiwaren gerecht und sauber erfolgt. Dann erübrigt sich im allgemeinen für ihn selbst die Sorge um die eigene Unterkunft und Versorgung völlig; er wird sich auch in dieser Hinsicht auf seine Soldaten verlassen können. Die wissen sehr wohl, was sie ihrem Vorgesetzten schuldig sind und was rechte Kameradschaft ist.

Es gibt im militärischen Leben wohl nichts Schöneres, als wenn die Soldaten mit leuchtendem, stolzem Blick sagen: „Unser Korporal", „unser Leutnant", „unser Spieß", „unser Hauptmann"! Das ist im tiefsten Sinn des Moltkeschen Ausspruchs Soldatenglück!

[illegible] im Kriege

Als [illegible] der Krieg ausbrach, war die deutsche Ernährungswirtschaft so gut vorbereitet, daß die Ernährungslage auf weite Sicht gesichert war. Um diese Sicherheit zu erhalten, sind freilich zu gegebener Zeit Maßnahmen erforderlich, die den Verbrauch den besonderen, nicht vorherzusehenden Umständen anpassen. Zu ihnen gehört auch die vor kurzem erfolgte Kürzung der Rationen. Unser Schaubild gibt einen ungefähren Begriff, welchen riesigen Anforderungen die deutsche Ernährungswirtschaft heute gewachsen sein muß. Zum Vergleich sind in der linken Bildhälfte die Verhältnisse des letzten Friedensjahres dargestellt, als die Ernährungswirtschaft normale Ansprüche zu erfüllen hatte und ihr außerdem noch die Einfuhr als eine zwar bewußt gedrosselte, aber immerhin doch vorhandene Quelle zur Verfügung stand. Demgegenüber steht der ins Riesenhafte gestiegene Verbrauch der Kriegszeit. Die deutsche Mühle als Sinnbild der Lebesmittelversorgung muß nicht nur den außerordentlichen Verbrauch der deutschen Wehrmacht decken, auch die schwer schaffenden Arbeiterheere der Rüstungsindustrie mit ihren Millionen ausländischer Arbeitskräfte müssen ernährt werden. Darüber hinaus wird auch der finnische Waffenbruder mit Lebensmitteln unterstützt. Als Nahrungsquelle steht aber heute im wesentlichen nur der von der deutschen Landwirtschaft bebaute Boden zur Verfügung. Und doch gelingt es unserer Ernährungswirtschaft immer wieder, ein System gerechter Verteilung und möglichst ausreichender Versorgung zu finden

Zeichnung: Gefr. W. Kruse

Kann man davon leben?

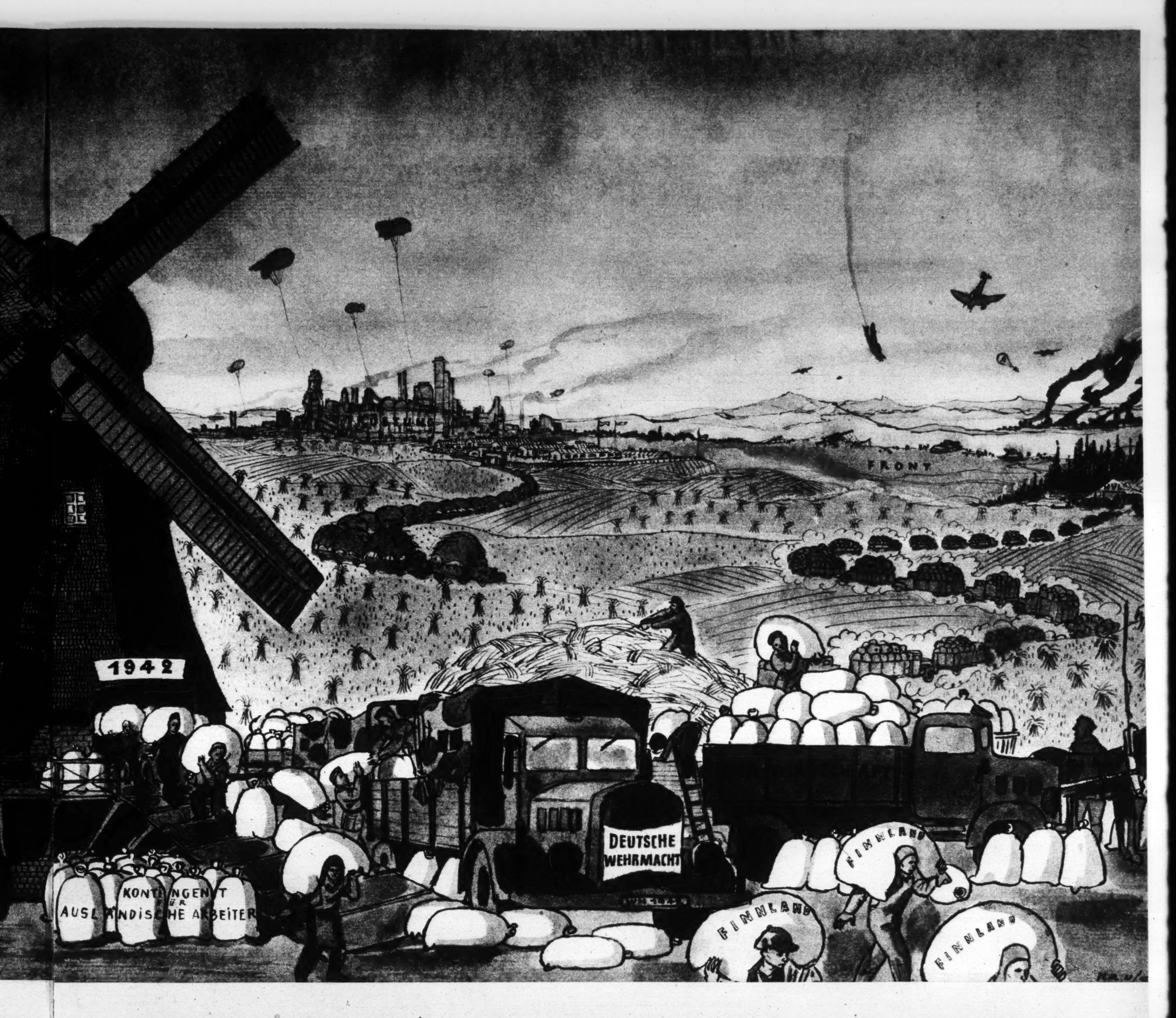
Seht euch um in eurem Kameradenkreis. Da sind der Gefreite Möller und der Gefreite Funke. Möller futtert seine Portionen für drei Tage, sein Stück „Karo", seine Fleischkonserven, sein Schmalz und seinen Käse in einem Tag zum größten Teil auf und knabbert die zwei anderen Tage hindurch an den Resten herum. Funke teilt sich seine Portionen ein, die dementsprechend auch die drei Tage hindurch ausreichen. Möller fängt vom zweiten Tag an zu klagen, er werde nicht satt; Funke ist zufrieden und sagt, er habe keinen Hunger.

Alle, die wir als Soldaten in einem Kameradenkreis stehen, kennen das. Heute ist es in der Heimat in der Zivilbevölkerung nicht anders. Da gibt es viele, die so sind wie der Gefreite Möller, und viele, die so sind wie der Gefreite Funke. So kommt es, daß in den Feldpostbriefen die Frage, ob man mit dem, was man nach der letzten Kürzung der Rationen erhält, auskommt, so oder so beantwortet wird. Die einen sind der Meinung, es sei zu wenig, die anderen sagen, es reiche immer noch aus.

Mögen die Meinungen darüber auch noch so verschieden sein, so wollen wir doch nicht die Augen davor verschließen, daß die Speisekammer eines jeden Haushaltes nicht mehr enthält, als gerade gebraucht wird. Wenn eine Woche zu Ende ist und die für die kommende Woche bestimmten Kartenabschnitte gültig werden, ist der letzte Laib Brot der Wochenration im Anschnitt, kommt der Wurstzipfel auf den Tisch und wartet der Butterteller auf eine Auffüllung. Nicht mehr, aber auch nicht weniger ergeben die Lebensmittelkarten, aber immer und für jeden so viel, daß man davon leben kann. Und das ist entscheidend, mag auch die letzte Kürzung der Rationen in die Ernährungsgewohnheiten des einzelnen tief eingegriffen haben.

Eines jeden einzelnen! Es gibt keinen mehr, der vor einem volleren Tisch sitzt, mag er auch einen noch so prallen Geldbeutel haben, mag er auch durch dunkle Machenschaften, durch unlautere Tauschgeschäfte versuchen, sich seine Mahlzeiten üppiger zu gestalten, als die Rationenzuteilung es zuläßt. Die in der letzten Zeit verschärften oder neu erlassenen Gesetze zeigen, daß die Regierung gewillt ist, jede Besserstellung vermögender oder raffiniert-dreister Staatsbürger zu unterbinden. Es wird in der Heimat Ordnung gehalten. Wer sich in sie nicht einfügen will, wird auf das Haupt geschlagen, daß ihm für immer die Möglichkeit fehlen wird, das gleiche noch einmal zu wiederholen, und daß allen denen, die einen ähnlichen Versuch machen, der Appetit vergeht.

Das ist die Gerechtigkeit in der Gemeinschaft eines Volkes, dessen waffenfähige Männer an der Front stehen, um der Heimat, ihrer Kultur, ihrer Wirtschaft, ihren Familien, ihren Kindern und Enkeln den Frieden zu erkämpfen, die Gerechtigkeit einer Staatsführung, die dafür Sorge trägt, daß niemand in der Heimat Lasten des Krieges von sich abschüttelt und so tut, als gäbe es keinen Existenzkampf Deutschlands. Sie setzt alle Mittel, auch die härtesten, dafür ein, daß jeder das Päckchen willig auf seine Schultern



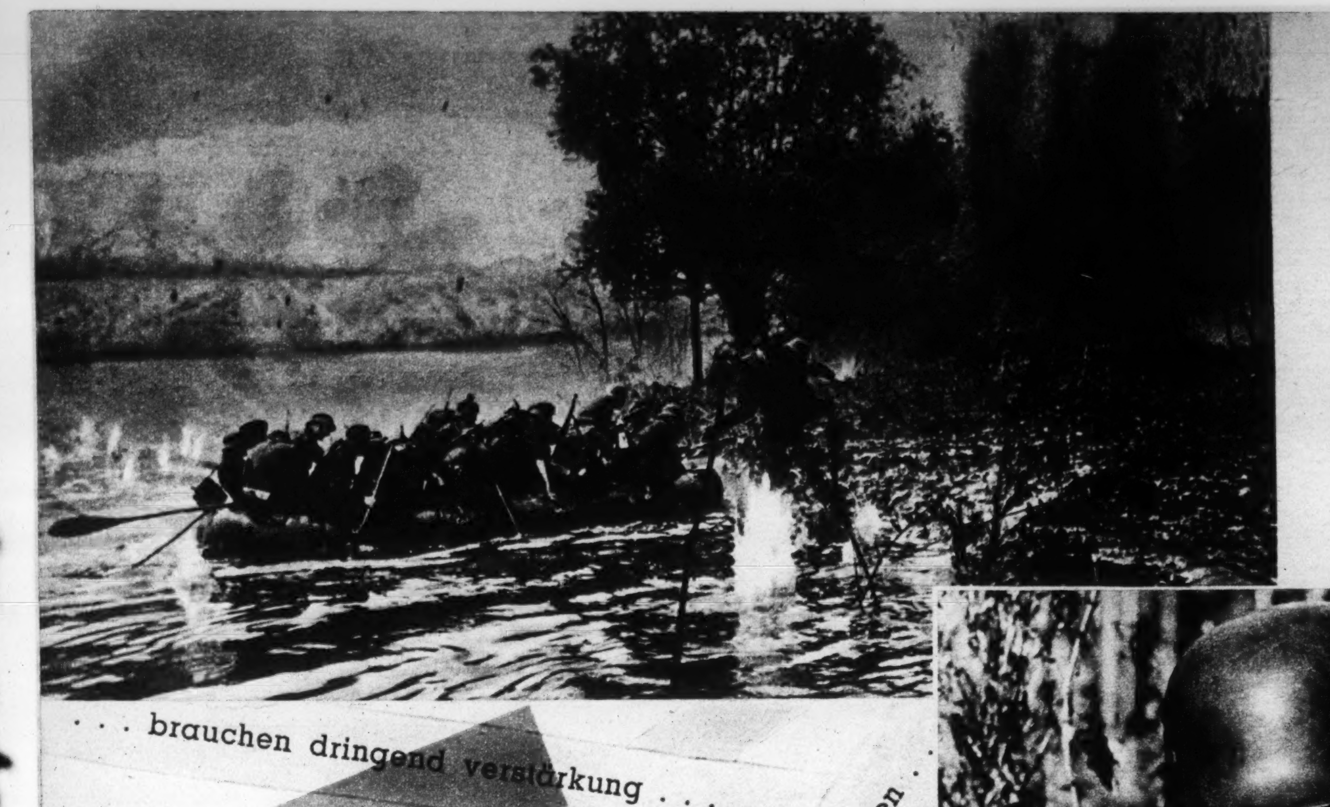
packt, das ihm in einem so harten und entscheidenden Ringen wie dem unseren auferlegt ist.

Nun fragt ihr natürlich, warum die vor kurzer Zeit erlassene Rationenkürzung kommen mußte, zumal ihr alle wißt, daß im Reich große Kühl- und Lagerhäuser gebaut und bis zur letzten Ecke angefüllt wurden, daß Zug um Zug, wie Bestände aus ihnen entnommen, neue wieder gelagert wurden. W e i l das so bleiben muß, w e i l nicht leere Kühl- und Lagerhäuser uns in diesem Krieg das Gesetz des Handelns und euch, die ihr an der Front steht, die Waffen unrühmlich aus der Hand nehmen dürfen, w e i l die Staatsführung wie ein guter Familienvater nicht für den Tag leben, sondern an die Zukunft denken muß, war diese einschneidende Maßnahme notwendig.

Unmittelbar begründet ist sie erstens durch die nur durchschnittlichen Ernten der zwei letzten Jahre infolge der außergewöhnlichen Witterung, zweitens durch den infolge des Krieges beträchtlich gestiegenen Bedarf. Das sind zwei Tatsachen, die nach verschiedenen Polen auseinanderstreben. Zwei gute Ernten sowohl im Reich als auch in den anderen europäischen Ländern hätten den erhöhten Bedarf der Kriegsjahre fast vollkommen ausgleichen können. Da sie nicht vorhanden waren, mußte der Ausgleich da gesucht und gefunden werden, wo er nur möglich ist, in einer Anpassung an die tatsächlich bestehende Lage, in der Senkung der zum Verbrauch bestimmten Nahrungsvorräte. Jeder Krieg stellt an die Ernährungswirtschaft große Anforderungen. Einmal durch die beträchtliche Vergrößerung der Wehrmacht, wobei es für die deutsche Führung ein selbstverständlicher Grundsatz ist, daß der deutsche Soldat nicht nur zweckmäßig, sondern auch gut und möglichst ausreichend ernährt und seine ihm zustehende Verpflegung nach den Möglichkeiten, die von den jeweils im Gang befindlichen militärischen Operationen geboten sind, an ihn herangebracht wird. Zum anderen aber durch die außerordentlich große Ausweitung der Rüstungsindustrie, die ein ganz beträchtliches Ansteigen der Zahl der Schwer- und Schwerstarbeiter und der Nacht- und Überstundenarbeiter bedingt. Sie brauchen — auch das ist eine Selbstverständlichkeit — ihrem körperlichen und geistigen Kraftaufwand entsprechend eine Erhöhung der Lebensmittelrationen. Das trifft auf etwa eine Million Arbeitskräfte zu!

Aber damit noch nicht genug. Die Einziehung von waffenfähigen Männern konnte vor der Rüstungsindustrie nicht haltmachen. Das bedingt, daß als Ersatz einige Millionen Arbeitskräfte aus den anderen europäischen Ländern eingestellt worden sind, die also jetzt auch von uns ernährt werden müssen, da sie ja für uns arbeiten. Das gleiche gilt für die Arbeiter, die in den Industriewerken der von Deutschland besetzten Länder ebenfalls für Deutschland, für unsere Rüstung arbeiten, und für die Millionen Kriegsgefangenen, die für kriegswichtige Arbeiten eingesetzt werden.

Außerdem müssen wir unsere Bundesgenossen, insbesondere Finnland, mit Lebensmitteln unterstützen. Finnland brachte in seinem ersten Kampf gegen den Bolschewismus nicht nur schwere Blutopfer, sondern wurde auch in seiner Ernährungswirtschaft stark geschädigt. Trotzdem steht es jetzt wieder treu an unserer Seite gegen die Sowjets. Um nur eine Zahl zu nennen: mit dem Brotgetreide, das wir an Finnland und an einzelne besetzte Gebiete liefern, könnten wir etwa zehn Millionen ein Jahr lang ausreichend mit Brot versorgen. Ihr, die ihr im Feld steht, müßt diese Gründe kennen, die zu der Kürzung der Rationen geführt haben, müßt das wissen, damit ihr versteht, warum es in der Heimat etwas weniger Fleisch, Brot und Fett gibt. Ihr müßt aber auch wissen, daß man von den zur Verfügung stehenden Lebensmitteln leben kann, daß bei rationeller Bewirtschaftung im Haushalt ihre Mengen so gehalten sind, daß in der Heimat keiner hungert. Übertragt den Gefreiten Möller und den Gefreiten Funke, von denen wir am Anfang unserer Betrachtung sprachen, auf die Heimat, und ihr habt das richtige Verhältnis zu diesem ganzen Fragenbereich, habt den Schlüssel für die verschiedenen Antworten in den Feldpostbriefen. Die beste und untrügliche Antwort auf die Frage: „Kann man davon leben?" werdet ihr aber dann bekommen, wenn ihr mal wieder in die Heimat kommt und die Kinder im Reich, eure Kinder, auf den Straßen und Plätzen der Städte und dem Dorfanger herumtollen seht — Kriegskinder, weil sie im Kriege aufwachsen, Kriegskinder aber nicht wie jene vor 20 oder 25 Jahren, sondern gesund und kräftig und voll unbekümmerter Lebensfreude.



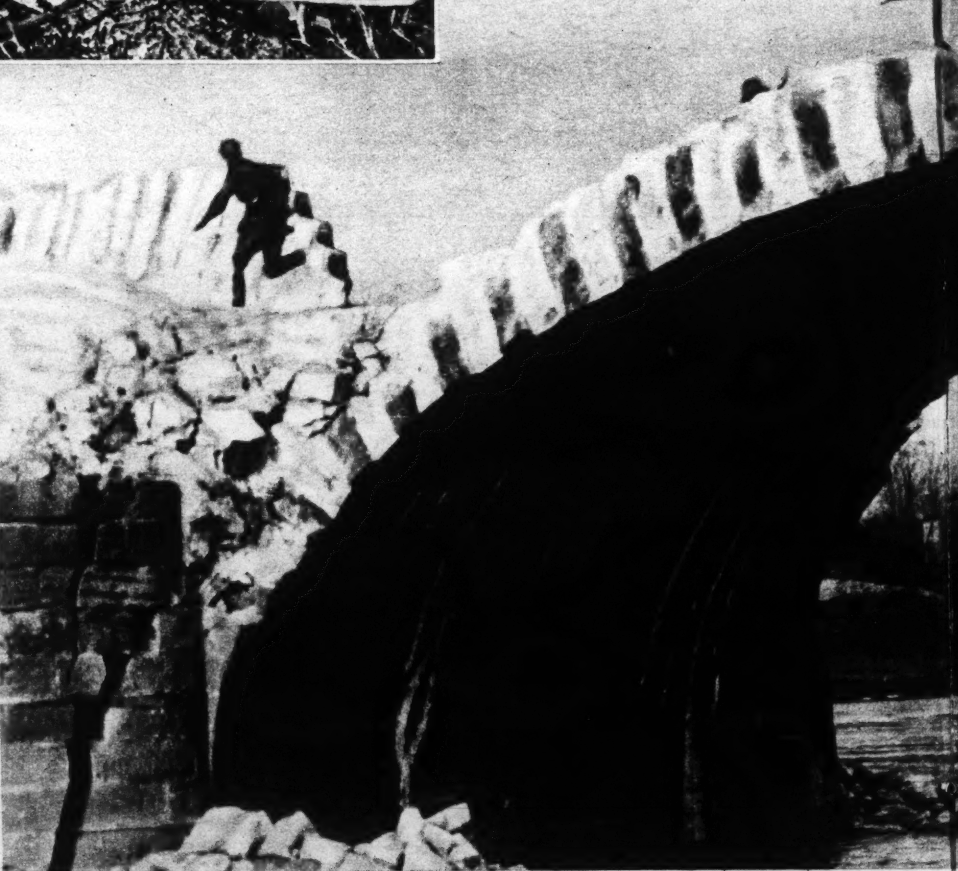
Das Kabel muß hinüber!
Während um sie herum das Wasser vor Einschlägen sprüht, setzen die Nachrichtensoldaten im Floßsack über den Fluß, um eine Verbindung zum anderen Ufer herzustellen

. . . brauchen dringend verstärkung . . .
. . feind greift an
wir halten . . .
. . dorf x genommen . .
. . . angriff abgeschlagen . . .

FUNKER UND FERNSPRECHER IM DIENSTE DER TRUPPENFÜHRUNG

Auf der Straße vom Korpsgefechtsstand zu einer vorn in der Abwehrfront eingesetzten Panzerdivision arbeitet sich unser Pkw. mühsam vorwärts. Die Häuser eines Dorfes tauchen auf. Einige Holzkaten gleiten vorüber, und dann sehen wir plötzlich einen riesigen, zotteligen Bären vor uns. Hochaufgerichtet ist er über zwei Meter groß. Der Bär ist das Wappentier der Panzerdivision. Er selbst, der hier hochaufgerichtet an der Straße steht, ist natürlich ausgestopft und stammt aus einer Schulsammlung in Orel.
Nach dieser ungewöhnlichen Begrüßung treten wir in das ehemalige Schulhaus ein. Hier ist die Führungszentrale dieses Verteidigungsabschnittes untergebracht. In der Mitte des Flures, von dem aus nach rechts und links die Türen in die Arbeitszimmer führen, steht ein Tisch und vor ihm ein großes Schild: „Meldekopf". Melder, deren Kräder man draußen knattern hört, kommen herein. An diesem Tisch übergeben sie ihre Meldungen und bekommen bereitliegende, verschlossene Umschläge mit Befehlen für ihre Einheiten ausgehändigt. Der Feldfernsprecher des „Meldekopfes" ist fast ununterbrochen in Betrieb. Auskünfte aller Art, vor allem über die Lage von Gefechtsständen der Einheiten, werden gegeben.
„Eintritt verboten" steht an einer Tür. Dahinter arbeitet die Fernsprechvermittlung. Zu allen unterstellten Truppenteilen und auch zur höheren Dienststelle, dem Korps, laufen von hier aus die Leitungen. Etwa ein Dutzend davon führen zu den einzelnen Schulräumen. Der Übergang zur Verteidigung brachte gerade für die Fernsprechkompanie der Divisionsnachrichtenabteilung ein starkes Anwachsen der Arbeit. Während der großen Vormarschbewegungen des Sommers brauchten nur wenige Leitungen vorgetrieben zu werden, und lediglich bei der Bereitstellung zu neuen Angriffen wurde ein ausgedehntes Fernsprechnetz gebaut. Jetzt aber liegt über dem ganzen Gebiet des besetzten Ostens ein engmaschiges Fernsprechnetz, das sich von der Division ab verästelt zu einer Unzahl von Verbindungen. Mehrfach sind die Regimenter auf verschiedenen Wegen durch Kabel mit der Division verbunden; aber auch untereinander haben sie Querverbindungen. Bis hinunter zur Kompanie und ihren Zügen, ja sogar bis zum einzelnen Stützpunkt laufen die dünnen schwarzen Leitungen. Tag und Nacht sind die Fernsprecher unterwegs und halten sie in Ordnung, entstören zerschossene Leitungen und bauen neue Verbindungen. Nervenenden gleich sind überall im Frontabschnitt die Fernsprechstellen eingerichtet. Sie gewährleisten zusammen mit den Funkstellen das blitzschnelle Eingreifen der Führung in den Kampf und ermöglichen es ihr, je nach den Notwendigkeiten die einzelnen Einheiten und Waffen zum Einsatz zu bringen.
Neben der Vermittlung liegt der Arbeitsraum des Generals, er ist nur selten darin anzutreffen. Meist ist er vorn bei der Truppe und gibt seine Befehle durch Kabel oder durch Funk.
Die Türen der anderen Zimmer im Schulhaus stehen offen. Hier herrscht ein dauerndes Kommen und Gehen von Ordonnanzoffizieren. Drei, vier Fernsprechapparate klingeln zu gleicher Zeit. Die Wände sind mit großen Karten behängt, auf denen mit Farbstiften die Lage eingezeichnet ist.
An einem Tisch steht, über eine große Karte gebeugt, der erste Generalstabsoffizier. Der Leiter des Nachrichtenbetriebes, ein junger Leutnant, legt in dichter Folge einlaufende Funk- und Fernsprüche auf seinen Tisch.
„Feind greift an" meldet das Schützenregiment am rechten Flügel des Divisionsabschnittes. Der Ia läßt sich mit dem Artilleriekommandeur verbinden, dann spricht er mit dem Korps. Funksprüche von Aufklärungsfliegern laufen ein: „Starker feindlicher Panzerverband bei X. in Bereitstellung." Ein Funkspruch an den nächsten Flugplatz der Luftwaffe ist die Folge. In der Funkstelle hämmert der Funker in rasendem Tempo den Spruch zur Gegenstelle durch: „Feindliche Panzer bei X. . . ." Dort hat man den Spruch des Aufklärungsfliegers schon mitgehört. Schwerbeladene Bomber rollen über das Feld und starten zum Feindflug.
Nun jagen sich die Nachrichten auf dem Divisionsgefechtsstand. Die Vermittlung arbeitet ununterbrochen, um den Hochbetrieb zu bewältigen. Die ersten Gefechtsmeldungen laufen ein. „Feindeinbruch mit starken Kräften zwischen X. und Y." — „Gehen zurück bis in Linie . . ." — „Angriff bei O. abgeschlagen." — „Brauchen dringend Verstärkungen." Meldung auf Meldung — aus allen zusammen ergibt sich bei der Division ein klares Bild. Mit dem Rotstift hat der Ia den Feindeinbruch in seine Karten eingezeichnet. Er meldet dem General, der an der gefährdeten Stelle bei der Truppe ist, die Gesamtlage. Aus der Hörmuschel kommen in knappen, klaren Sätzen die Befehle des Divisionskommandeurs. Wieder spielen die Nachrichtenmittel. Kompanien und Bataillone setzen sich in Bewegung, das Artilleriefeuer hämmert auf die roten Angriffswellen. Bomber und Schlachtflieger greifen die anrollenden Panzer an. Die Nachbardivision, auf deren Abschnitt der feindliche Angriff noch etwas übergreift, ist durch kurze Aussprache der beiden Generalstabsoffiziere durch Funk- und Fernsprüche genau orientiert. Zwei Bataillone werden von dorther angeführt und dem eigenen Regimentskommandeur unterstellt. Fernsprecher bauen bereits neue Querverbindungen zu diesen anmarschierenden Einheiten; durch Funk werden sie an den richtigen Einsatzort dirigiert. Zangenförmig drücken nun zwei eigene Angriffskeile die Einbruchstelle von beiden Seiten zu. In harten Kämpfen wird der Einbruch abgeriegelt und der eingedrungene Feind vernichtet. Abschließende Meldungen laufen bei der Division ein und gehen zum Korps weiter.

„Verbindung hergestellt"
Eine Kabelverbindung ist durch Beschuß abgerissen. Der Störungssucher hat sich bis zu einem Geländeabschnitt vorgearbeitet, auf den einige sowjetische Batterien ein konzentriertes Feuer legen. Mit seinem Prüfapparat erreicht er die abgerissene Stelle des Kabels, flickt sie und macht nun die Leitungsprobe



Unter Artilleriebeschuß nach vorn!
Granaten heulen über ihren Köpfen, heftige Detonationen und nahe Einschläge erschüttern die schon stark beschädigte Brücke, aber dennoch hastet der Kabel-Legetrupp mit der schweren Kabelrolle darüber hinweg

Aufnahmen: PK-Tritschler, Laßmann, Uffz. Werkmeister-„Greif"

Jetzt entschließt sich der Divisionskommandeur zu einem Gegenstoß. Eine Panzerkompanie wird aus dem mittleren Abschnitt zum rechten Flügel gezogen. Im Funksprechverkehr spricht der General mit dem Chef der Panzerkompanie, der in seinem rollenden Kampfwagen die Karte auf den Knien hat und mit einem dicken blauen Pfeil die Stoßrichtung einzeichnet. Die Kompanie entfaltet sich. Die Panzerkommandanten hören die Stimme ihres Chefs in der Hörmuschel: „Panzer marsch!“ Die Feuerwalze der eigenen Artillerie läuft vor den vorgehenden Schützen und Panzern her. In dieser Minute spricht der General mit dem Kommandeur des Schützenregiments am linken Flügel: „Sofort Scheinangriff, starkes Artilleriefeuer anfordern, Feindkräfte binden!“

Der Gegenstoß trifft in dem Augenblick auf die sowjetischen Bataillone, als sie sich zu einem neuen Angriff umformieren. Die Panzer brechen durch, vernichten eine feindliche Batterie, die Schützen fügen den Bolschewisten im Nahkampf schwere Verluste zu. Die Artillerie aber riegelt den Frontabschnitt seitlich und rückwärts ab, so daß der Feind keine Verstärkungen heranführen kann.

Wie ein Uhrwerk arbeiten die einzelnen Einheiten der Division Hand in Hand. Sie sind durch die modernsten Nachrichtenmittel der Welt, bedient durch eine hervorragend ausgebildete und in vielen Kämpfen erprobte Nachrichtentruppe, fest in der Hand der Führung.

Der Divisionsgefechtsstand ist das Führungszentrum für die der Division unterstehenden Einheiten. Hier laufen alle Meldungen ein, hier werden schwerwiegende Entschlüsse gefaßt, von hier aus gehen die Befehle durch Kabel und Funk hinaus.

Nach außen hin ist es nur ein unscheinbares sowjetisches Schulhaus, dicht hinter der Front, denn aus der Ferne hört man das Tacken der Maschinengewehre und den Einschlag von Granaten. Über die niedrigen Häuser der nächsten Umgebung ragen die Antennenmasten der Funkstellen, strahlenförmig laufen von der Schule aus die Fernsprechkabel in das Gelände. Sie sind das technische Rüstzeug der Nachrichtensoldaten, die hier, auf dem Divisionsgefechtsstand an der Front, auf besonders verantwortungsvollem Posten stehen.



Funker im Feindfeuer

Den Kopfhörer über den Ohren, die Taste in der Hand, um ständig mit dem Bataillonsgefechtsstand Verbindung zu halten, robben und kriechen die Funker mit ihren schweren Funktornistern auf dem Rücken nach vorn



Der Opfergang des Bataillons

Von

Unteroffizier KARLHEINZ ULRICH

Der fernmündliche Befehl ist kurz und sachlich, der Major ist selbst am Apparat: „In K. eingeschlossener rechter Nachbar ist zu entsetzen!“ Eine halbe Stunde später ruft das Regiment noch einmal an: „Dem rechten Nachbar sofort zur Hilfe kommen, dazu gegebenenfalls bis auf K. vorstoßen!“

Scheint ziemlich brenzlig zu sein, denkt der Major. Und so einfach, wie der Befehl lautet, wird das auch nicht sein. Um K. zu erreichen, muß das Bataillon mitten durch den Feind hindurch. Schwere Waffen können nicht mitgenommen werden, der Schnee ist metertief, eine Straße gibt es nicht. Wenn die Sowjets dem Bataillon den Rückweg abschneiden, sitzt das Bataillon mit in der Falle. Aber dem rechten Nachbar muß geholfen werden.

Im grauenden Morgen beginnt der Marsch des Bataillons, das zu einem mitteldeutschen Schützenregiment gehört. Das Thermometer zeigt 32 Grad Kälte. Ein schneidender Wind fegt über die Schneehänge. Noch findet das Bataillon einen einigermaßen gangbaren Weg, auf dem auch die Schlitten mitgenommen werden können. Auf halbem Wege nach K. liegt das Dorf W. Im Norden zieht sich der Wald bis auf wenige Meter an das Dorf heran. Im Süden führen einige Mulden zu den ersten Häusern. Im Dorf ist alles ruhig. Daß es vom Feinde besetzt ist, steht fest.

Der Bataillons-Kommandeur entschließt sich, W. im Handstreich zu nehmen. Im Galopp fährt die achte Kompanie mit ihren Schlitten auf das Dorf zu. Dort wird es plötzlich lebendig, Zivilisten stürzen aus den Häusern, und hinter ihnen kommen die Sowjets heraus. Die Dorfbewohner haben die Besatzung alarmiert. Wenn nur dieser tiefe Schnee nicht wäre! Die Pferde dampfen, galoppieren, was das Zeug hält, und doch scheint man kaum voranzukommen. Nach den ersten Gewehrschüssen bellen nun auch sowjetische Maschinengewehre los. Aus! — So hat es keinen Zweck. Die Kompanie sitzt ab, zieht sich in den Wald hinein. Rechts am Dorf liegt eine Mulde, und diese Deckung benutzen die sechste und die siebente Kompanie. Sie arbeiten sich ungesehen ans Dorf heran und kommen den Sowjets in die Flanke. Schon sind die Schützen im Dorf. Ein stundenlanger hartnäckiger Häuserkampf beginnt. Erst am späten Nachmittag ist W. in der Hand des Bataillons. Der Gegner hat sich in den Wald nördlich des Dorfes zurückgezogen.

Der Spähtrupp, der schon gegen Mittag losgeschickt war, um mit den eigenen Truppen in K. Verbindung aufzunehmen, ist am Abend und auch in der Nacht noch nicht zurück. Erst am nächsten Morgen trifft er ein. Alle sind völlig erschöpft. Fünfmal haben sie vergeblich versucht, die eigene Truppe in K. zu erreichen, fünfmal sind sie auf den Feind gestoßen und haben sich nur mit großer Mühe wieder absetzen können. Endlich fanden sie dann die eigenen Sicherungen.

Vom Norden her greifen heute die Sowjets wieder an. Das Dorf steht in Flammen. Das Bataillon aber hat den Befehl, in W. zu bleiben und erst am nächsten Tage nach K. vorzustoßen. Erneut beginnt nun der Kampf um W. und dauert auch die ganze Nacht an. Am nächsten Morgen werden die Sowjets noch einmal zurückgeschlagen. Dann stellt sich das Bataillon zum Angriff auf K. bereit. In W. bleiben Sicherungen zurück, die im Vergleich zur Stärke des Feindes schwach sind.

Das weiß der Major, und es ist für ihn ein schwerer seelischer Kampf. Er weiß, daß die zurückbleibenden Sicherungen das Dorf kaum halten können. Trotzdem muß versucht werden, den Rückweg des Bataillons offenzuhalten. Unter allen Umständen aber muß den Kameraden in K. mit möglichst starken Kräften Hilfe gebracht werden.

Auf halbem Wege nach K. wird im Rücken des Bataillons Gefechtslärm laut. Der Major klettert auf eine Anhöhe und beobachtet nach W. Er erkennt durch das Glas, wie die Sowjets wieder aus dem Wald her-

(Fortsetzung auf Seite 12)



Meine liebste Friedel!

Vielleicht weißt Du schon von meinen Kamerad…
bin. Ich wurde abgeschossen und bin mit dem Fallschirm abg…
über die russische Gefangenschaft erzählt, hätte ich im Flugzeug b…
daß ich abgesprungen bin. Glaube mir, es ist hier nicht so, daß man d…
die Augen ausgestochen bekommt, mir geht es sehr gut.

Die Russen sind so gut zu uns deutschen Soldaten, sie geben uns auf Wunsch zu essen und zu
trinken, ja sie geben uns sogar Zigaretten.
Also, mache Dir keine Sorgen um mich, ich komme nach dem Krieg wieder zu Dir. Heute
unterhielten sich mit mir: ein Leutnant, ein Oberst und ein Bataillonskommandeur, es sind alles gute
nette Menschen, so leutselig. Du machst Dir keinen Begriff davon.
Du darfst nicht glauben, daß wir hier elend zugrunde gehen, oh nein, man sorgt für uns, alles,
was wir haben wollen, gibt man uns. Gestern, gleich nachdem ich mit dem Fallschirm am Boden
war, schlug ich mir das rechte Knie auf, es ist aber nicht schlimm. Ich bin dann stundenlang bequem
im Personenwagen gefahren worden, … Knie, das kaum verletzt war, wurde mir fürsorglich verbunden,
…tig. Ich kann es gar nicht verstehen, weshalb wir gegen Rußland, gegen dieses
…ns Deutschen, Krieg führen.
…n Kommissare, das sind wirklich gute Menschen.
… in der Hoffnung, daß dieser unselige Krieg bald ein Ende hat und ich gesund zu
…ckkehren … mit den herzlichsten Grüßen und Küssen … verbleibe ich

Dein Sepp

Leimruten

† **Versprechen, nichts als Versprechen!** *Wir aber kennen die Wirklichkeit und wissen, daß alles Lüge ist. Von uns wird niemand darauf reinfallen*



† **Wer lacht da?** *Das Bild zeigt nicht etwa eine deutsche Frisierstube, sondern eine Frisierstube in einem Gefangenenlager der Sowjetunion nach „Soldatenwahrheit" vom Donnerstag, 26. Februar 1942, Nr. 47 (146)*

↓ *„Nachrichten von der Front" — ein sowjetisches Flugblatt will unserem Wehrmachtbericht Konkurrenz machen! Welche Phantasieerfolge dabei herauskommen, zeigt diese kleine Blütenlese. Wenn die Sowjets nur eines ihrer Flugzeuge vom sagenhaften Angriff auf Berlin noch suchen — die Berliner haben sie in jener Nacht allesamt vergeblich gesucht! Und so zerfließen alle diese Propagandameldungen in nichts. Der deutsche Soldat hört seinen Wehrmachtbericht — und daß der die Wahrheit sagt, das kann er aus eigener Anschauung bezeugen*

NACHRICHTEN VON DER FRONT

…TE BOMBARDIERUNG BERLINS DURCH SOWJETFLIEGER

… Nacht vom 10. zum 11. August unternahmen Sowjetflieger einen …griff auf militärische Objekte Berlins. Es wurden Brandbomben und …mben von hoher Sprengkraft abgeworfen. In Berlin entstanden große …rke Explosionen wurden beobachtet. …sischen Flugzeuge kehrten zu ihren Standorten zurück mit Aus…, das noch gesucht wird.

… EINES DEUTSCHEN LUFTANGRIFFS AUF MURMANSK

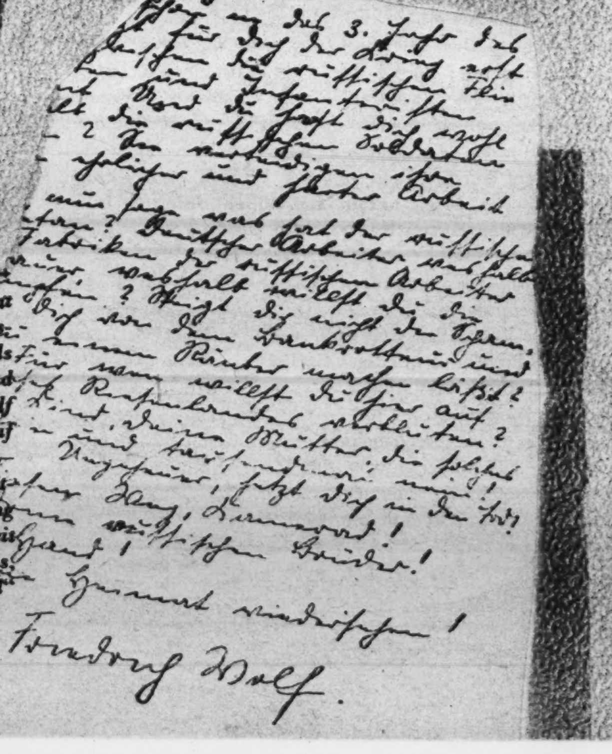
…e versuchten 60—70 deutsch-finnische Flugzeuge, einen Massen… im hohen Norden Rußlands gelegene Stadt Murmansk zu unter… dies de… …griff auf die Stadt und dazu einer der heftigsten … …cheitert

Im Laufe des Jahres 1918 machten die Franzosen und Engländer den Versuch, die Kampffront im Westen zu erschüttern. Jedem Soldaten des Weltkriegs, vor allem denen, die im Sommer 1918 an der Front standen, sind jene schwarzrotgold umrandeten Blätter bekanntgeworden, in denen unsere Feinde dem deutschen Soldaten alles versprachen, wenn er die Waffen niederlegte und überliefe. Der ganze Krieg, so wollte man uns erzählen, sei nicht gegen das deutsche Volk gerichtet, sondern nur gegen den deutschen Kaiser, der als Friedensstörer beseitigt werden müsse. Jedem, der einen solchen Zettel vorzeigte, versprach man gute Behandlung und baldige Rückführung in die Heimat. Der deutsche Soldat an der Front lachte darüber und fand für diese Zettel in der papierarmen Zeit eine zweckentsprechende Verwendung. Wer aber auch nur ein Wort jener Versprechungen geglaubt hatte, der wurde durch die Wirklichkeit nachdrücklich eines anderen belehrt.

Diese Erinnerungen werden wach, wenn man die Flugblätter sieht, die heute von den Bolschewisten auf den verschiedensten Wegen an unsere Soldaten herangebracht werden. Wer sie liest, muß lachen. Die Bolschewisten haben es gerade nötig, großartig anzukündigen, daß jeder, der mit einem solchen Zettel herüberkommt, von ihnen als Gefangener gut behandelt werden soll. Sie wissen es wohl nicht, daß unzählige von uns mit eigenen Augen gesehen haben, wie bestialisch unsere Kameraden, die das Unglück hatten, in die Hände der Sowjets zu fallen, hingemordet worden sind.

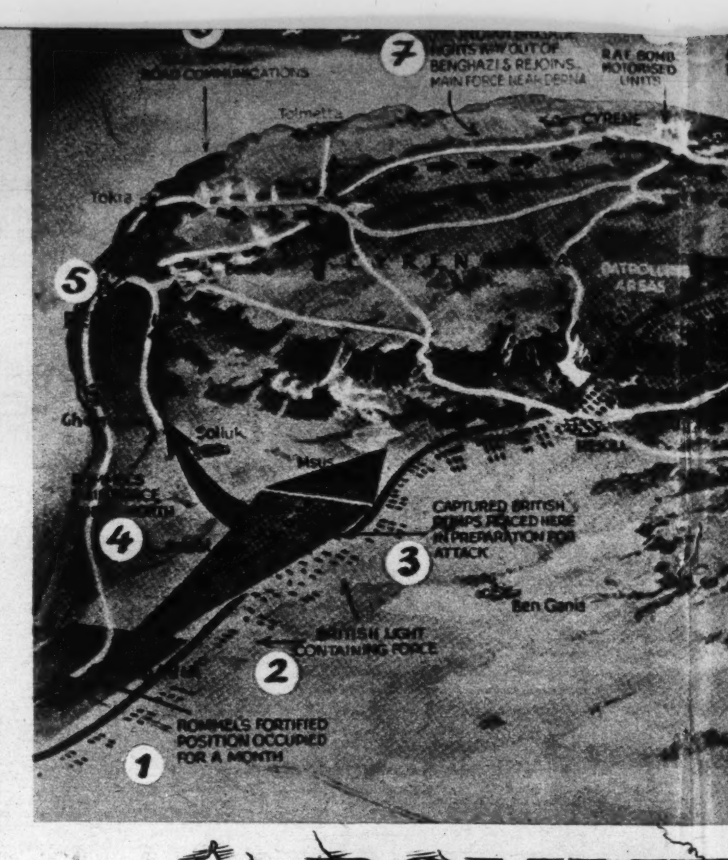
Den Herren Verfassern in Moskau fällt wirklich nichts Gescheites ein. Wenn eines dieser Blätter schließt mit den Worten: „Die Freundschaft zwischen dem deutschen und russischen Volk sichert die Unabhängigkeit und das Gedeihen beider Völker", dann ist das schon allein ein tolles Stück. Jeder, der den Fuß über die Grenzen der Sowjetunion gesetzt hat, weiß, wie es um die „Unabhängigkeit" und das „Gedeihen des russischen Volkes" bestellt ist. Die Drahtzäune und Wachttürme der zahlreichen sowjetischen Lager für „politische Gefangene" und die Elendsquartiere der Dörfer und Städte sprechen eine eindeutige, jedem von uns verständliche Sprache.

Mit Plakaten, Flugblättern, Zeitungsartikeln und Ansprachen haben die Bolschewisten immer wieder versucht, ihre Völker über die Not hinwegzutäuschen, in die das bolschewistische Regime sie hineingeführt hat. Bei uns aber können diese Methoden nicht verfangen. Wir sind keine Gimpel, die auf die Leimruten kriechen, die Juden und Kommissare legen. Über allem steht bei uns die Gewißheit, daß unser Sieg notwendig ist, um den Völkern Europas das Schicksal zu ersparen, das sich an den Völkern der Sowjetunion so tragisch erfüllt.



Friedrich Wolf

Alte Bekannte melden sich wieder! Der jüdische Emigrant Friedrich Wolf schreibt herzliche Briefe an seine „Landsmänner". Er versucht es auf die joviale Tour, gibt sich als Rheinländer aus, nennt sie Hannes, Jupp und Pitter, und hält ihnen dann vor, daß sie — natürlich durch Adolf Hitler — böse Räuber geworden wären. Er drückt sogar auf die Tränendrüse vom entschwundenen Familienglück — ausgerechnet dieser Wolf im Schafspelz, der vor der Machtergreifung in einem Bühnenstück das Recht auf Tötung des Kindes im Mutterleib mit der ganzen Gewissenlosigkeit seiner Rasse vertrat! Der deutsche Landser spuckt aus, wenn solch ein Kerl ihn überhaupt nur mit „Kamerad" anreden will





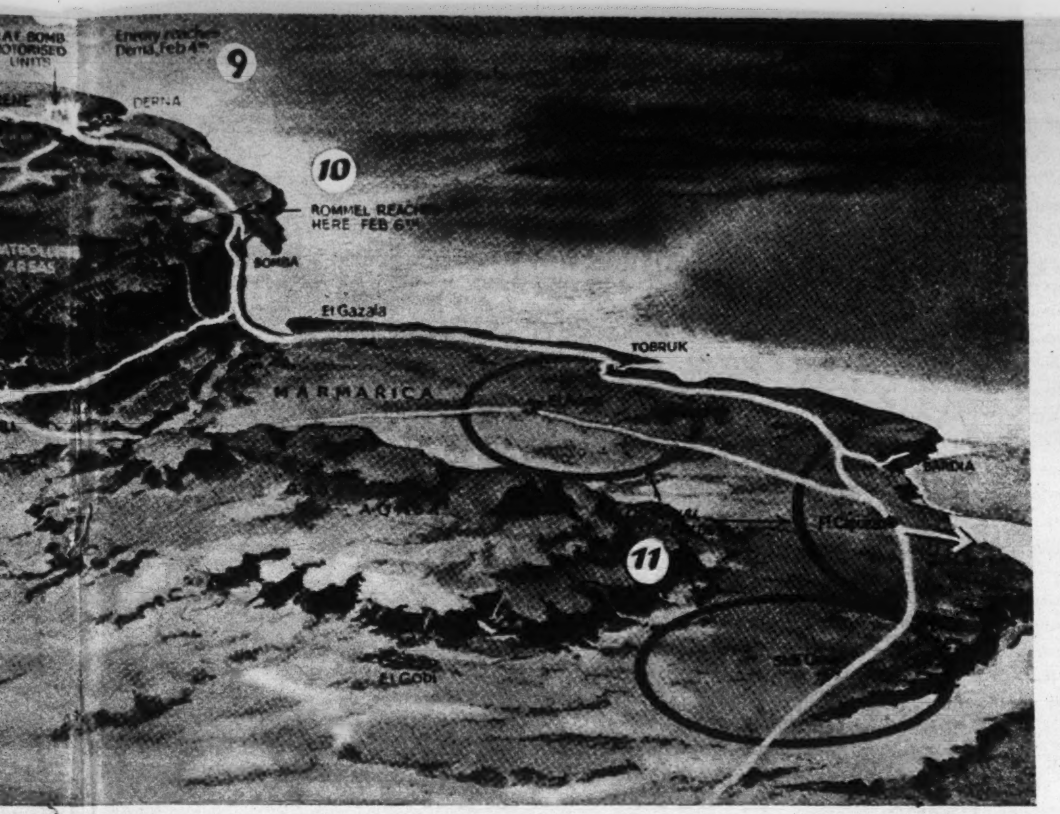
DAS RINGEN UM NORD…

Von Feldwebel Dr. ERNST BAY…

Die Wüste hat ihre Schwierigkeiten den deutschen Soldaten entgegengestellt in den grundlosen Ebenen der Sandflächen, in den geröllübersäten Steinwüsten, in den Trockentälern und Kieswüsten, in den hohen Sanddünen und den welligen Hochplateaus. Alle nachteiligen Faktoren für Mensch und Material wirken immer gleichzeitig zusammen: das kräfte- und materialverzehrende Gelände, die ungeheure Hitze, überall eindringender und zerfressender Staub. Was unter diesen Umständen besonders die Fahrer der Gefechts- und Nachschubfahrzeuge leisten, ist mit dem Wort „bewundernswert" bescheiden ausgedrückt. Die körperlichen Anstrengungen sind schon gewaltig. Immer brennt unbarmherzig die Sonne, und doch darf es keine Müdigkeit geben. Zwischen den täglichen Zielpunkten liegen vielfach Kilometerstrecken, die an das Können und die körperlichen Kräfte der Fahrer höchste Anforderungen stellen. In der Wüste entscheidet nicht das Draufgängerische oder die möglichst hohe Durchschnittsgeschwindigkeit, sondern das Einfühlungsvermögen in die überaus unterschiedliche Beschaffenheit des Untergrundes. Löcher wechseln mit Sandverwehungen, in denen die Räder kaum fassen können. Dann wieder geht es wie auf einer großen Berg-und-Talbahn, bei der aber leider die Schienen fehlen, so daß die Wagen wie kecke Ziegenböcke die tollsten Sprünge machen. Über Steingeröll und Kies holpern die Fahrzeuge, die immer wiederkehrenden Querrillen rütteln und schütteln die Wagen, daß man glauben könnte, eine Riesenfaust ließe ihre ganze Wut an ihnen aus. Sandverwehungen suchen oft die Weiterfahrt zu verhindern, und mehr als einmal versinken Fahrzeuge in dem haltlosen Sand oder Kies. Immer wieder heißt es aussteigen und schieben, entweder beim eigenen Fahrzeug oder bei dem der Kameraden. Durch reine Sandwüste besteht die Fahrt meist nur aus Steckenbleiben, Schieben und meterweisem Vorwärtsdringen. Vielleicht glaubt mancher, das sei übertrieben. Leider nicht. Fragt sie einmal, die Kraftfahrer, die Fahrer der Solo- und Beiwagenmaschinen. Fragt sie einmal, was es heißt: kradfahren in der Wüste. Sie sagen nicht viel, aber ihr Blick spricht Bände.

Zwei Dinge sind es, die der Soldat in Afrika niemals vergessen darf: Feldflasche und Marschkompaß. Sie können oftmals die letzte Rettung in der Wüste sein. Hat man ein Fahrzeug, so besitzt man auch noch einen dritten wertvollen Helfer, das ist das Tachometer. Der Marschkompaß ist der Wegweiser und das Tachometer der Kilometerstein, denn hier gibt es keine Wege, die richtungweisend sind, oder auf denen man an schön gemalten Wegweisern die Entfernung nach dahin und dorthin ablesen könnte.

Voller Unwägbarkeiten und Überraschungen steckt die Wüste. Ebenso auch der Krieg in ihr. Er läßt zahlreiche Möglichkeiten der Kampfführung zu. Wie kaum ein zweiter Kampfraum ist die Wüste ein idealer Platz für Operationen großen Stils. List und Täuschung spielen eine große Rolle, ebenso wie Überraschung des Gegners und blitzschnelle Improvisation während der Kampfführung selbst. Die weiten Räume laden



Rommels Wüsten-Operationen — von den Engländern gesehen. *Die kühnen Operationen des Generaloberstem Rommel haben die Engländer vor ganz neue strategische Tatsachen gestellt. Ihre Überraschung, ja Verblüffung geht aus einem bebilderten Artikel in der englischen Wochenschrift „The Sphere“ vom 14. Februar 1942 hervor, der sich mit der Schlacht in der Wüste befaßt. „Am 21. Dezember“, so heißt es darin, „erreichte Rommel nach seinem Abzug vom Schlachtfeld bei Sidi Rezegh die Umgebung von Jedabia (= Agedabia).“ Die Engländer hatten seinerzeit behauptet, daß bei diesem Abzug nur die geringe Anzahl von 25 Panzern Rommels Kolonnen begleitet hätten. Nunmehr geben sie zu, daß sie sich täuschen ließen. Ihr „vielleicht irrtümlicher“ Bericht rühre daher, daß nur ein Teil seiner Streitkräfte durch Benghasi gezogen, seine Hauptmacht aber wohl weiter südlich marschiert sei. Rommel baute sich dann eine befestigte Stellung im Gelände Jedabia—El Agheila und hielt diese über einen Monat. Man nimmt jetzt an, so schreibt die Zeitschrift, daß er während dieser Zeit beträchtliche Verstärkungen erhielt. „The Sphere“ geht dann auf Rommels Vorstoß am 23. Januar gegen Msus und Benghasi ein. „Die Erbeutung von Nachschublagern, die von der britischen Führung zur Vorbereitung eines späteren Angriffes angelegt waren, verschaffte General Rommel noch zusätzliche Ausrüstung, die es ihm ermöglichte, viel weiter vorzustoßen, als er mit dem bei Jedabia angesammelten Nachschub hätte unternehmen können.“ Fürwahr, ein bitteres Eingeständnis! Die Zeitschrift schildert dann den Vorstoß in die Hochebene der Cyrenaika und kann den britischen Streitkräften nur „einige geschickte Nachhutoperationen“ nachrühmen. Über Derna erreichte Rommel Tmimi, von wo er „in die Gegend der früheren Schlachtfelder vorstieß, die in unserem Vogelschaubild durch Kreise angezeigt sind. Die britische Vorpostenlinie, die Rommels rechte Flanke festhielt, ist durch einen grauen Streifen bezeichnet“.*

1 Rommels befestigte Stellung, die er einen Monat besetzt hielt 2 Britische leichte Streitkräfte in Fühlungnahme 3 Erbeutete britische Lager, die zur Vorbereitung eines Angriffes angelegt waren 4 Rommels Hauptmacht dreht nach Norden 5 Rommel verläßt Benghasi am 29. Januar 6 RAF bombardiert Straßenverbindungen 7 Die 7. indische Brigade kämpft sich aus Benghasi heraus und vereinigt sich mit den Hauptstreitkräften bei Derna 8 RAF bombardiert motorisierte Einheiten 9 Feind erreicht Derna am 4. Februar 10 Rommel steht hier am 6. Februar 11 Ehemalige Schlachtfelder

…MEL …GT ZU!

…ORDAFRIKA (II)

…NST BAYER

geradezu zu Flanken- und Rückenbedrohungen ein und geben alle erdenklichen Möglichkeiten für überraschende Stöße. Es ist schwer, größere Verbände in Ruhe und Bereitstellung der feindlichen Sicht aus der Luft zu entziehen. Der Begriff „dekkungslos“ existiert in der militärischen Sprache nicht; ich glaube, man darf ihn aber trotzdem als das militärisch kennzeichnendste Merkmal für die Wüste gebrauchen. Fahrende Einzelfahrzeuge und Kolonnen verraten sich schon weithin durch aufgewirbelte riesige Staubwolken. Und es ist auch in der Wüste schon vorgekommen, daß Staub am richtigen Ort kampfentscheidend gewirkt hat, daß er aber auch andererseits schon zu größeren Täuschungen über die Kampfkraft des Gegners Anlaß gegeben hat.

Schnelligkeit ist immer von höchster Bedeutung in dem Krieg in der Wüste. In der Bewegung gleichermaßen wie im Handeln. Der Krieg in Afrika ist ein motorisierter Krieg geworden. Mit der großen Offensive vom November 1941 haben ihn die Engländer in einem noch nie gekannten Maße in der Wüste in diesen Kampfraum getragen. Sie glaubten wohl noch zu Beginn des Jahres 1941, es mit ihren reichen Erfahrungen und ihrer Wüstenkampfpraxis gegen die Neulinge schaffen zu können. Diese Auffassung wurde bald durch die schnelle Bewährung der deutschen Truppen und ihre hervorragende Führung zerstört. Und danach glaubten sie wohl, am Ausgang des Jahres 1941, mit der Masse des Materials siegen zu können. Aber auch hier mußten sie erleben, daß schnelle Entschlußkraft, elastische Führung und Wendigkeit verläßlichere Faktoren einer Kampfführung sind als die Masse allein. In einem Krieg wie in dem der Wüste, in dem das Überraschungsmoment eine so große Rolle spielt, gewinnen diese drei Faktoren eine erhöhte Bedeutung. Es ist eigentlich erstaunlich, daß, trotzdem der Krieg in der Wüste sich nur auf natürlichem Untergrund und nicht auf Straßen abspielt, er doch in einem Tempo geführt wird, das dem in Europa gewohnten in nichts nachsteht. Ohne die Via Balbia wäre ein Krieg in der Wüste in dieser Schnelligkeit wohl nicht möglich, da sie letzten Endes die Basis für den so unendlich wichtigen Nachschub darstellt. Und dennoch kann man sagen, daß erst, wenn die Fahrzeuge die Straße verlassen haben, der Krieg richtig beginnt.

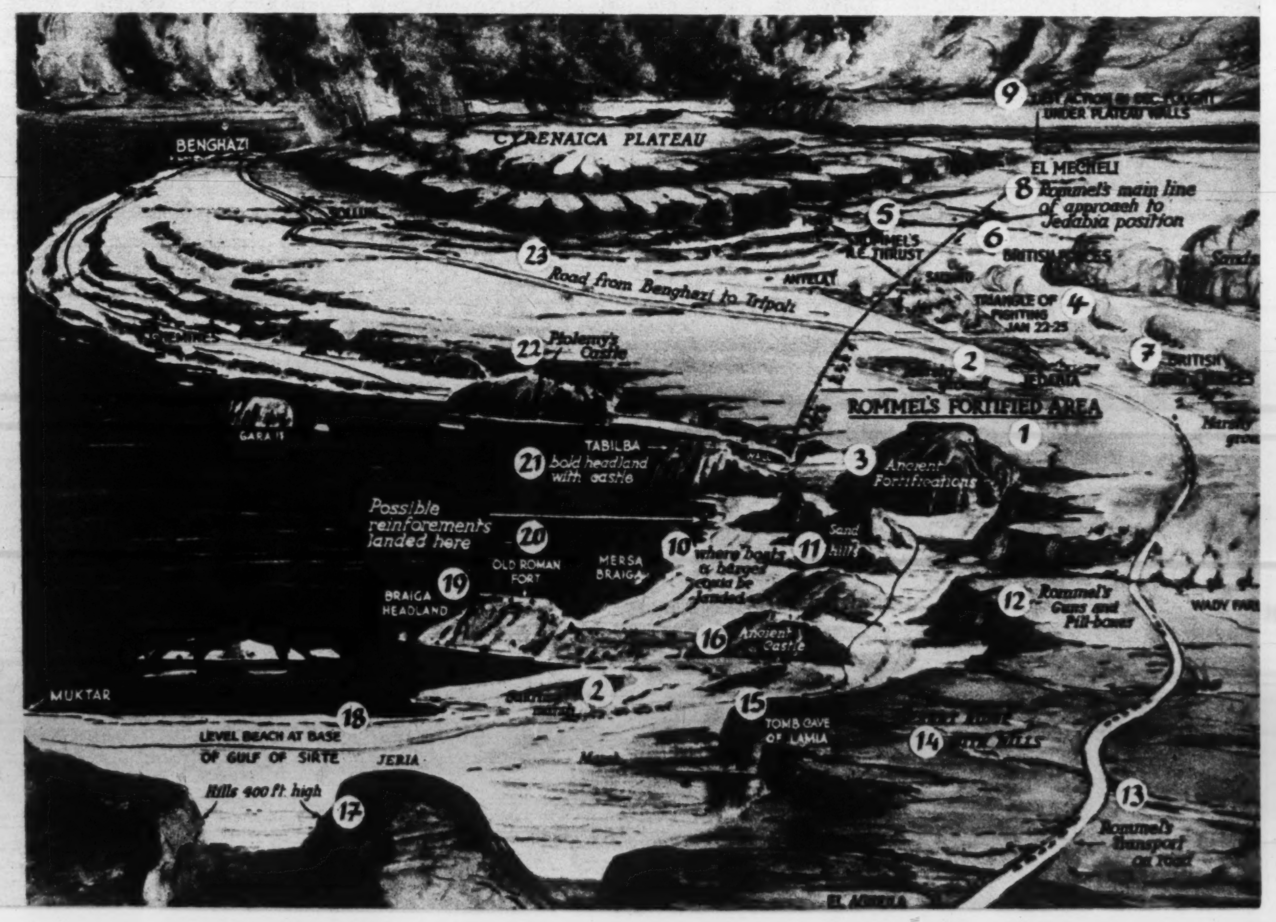
Welches Beispiel aus der Kampffolge der deutsch-italienischen Verbände in Afrika wäre besser geeignet, das Gesicht des Wüstenkrieges, seinen Ablauf und seine vielfältige Form aufzuzeigen als die zeitlich uns am nächsten liegenden Kämpfe am Ausgang des Jahres 1941 und am Anfang des Jahres 1942. Entscheidend ist in diesem Kampf nicht die Gewinnung möglichst großer Räume, die zwar auch nicht ohne Bedeutung ist, sondern allein die Zerschlagung des Gegners, die Vernichtung oder Erbeutung seines Materials; das aber ist ja erst die Voraussetzung dafür, daß die wichtigen erstrebten Stützpunkte besetzt werden und damit auch sicher gehalten werden können. Sie stellen praktisch in diesen weiten Räumen die „Front“ dar.

Schon in der großen Panzerschlacht im Juni 1941 griffen die Briten mit überlegenen Kräften an. Ihr Ziel war es damals, die deutsch-italienischen Streitkräfte bei Bardia und Sollum von denen bei Tobruk abzuschneiden und auch gleichzeitig die in Tobruk eingeschlossenen Kräfte zu entsetzen. Dieser Versuch brach damals in einem 75stündigen Ringen schon im Raum von Sollum und dem des Halfaya-Passes zusammen. Engländer, Australier, Inder, Neuseeländer bekamen Rommels Faust zu spüren. Damals vollzog sich der Angriff in zwei Richtungen. Der eine Stoß sollte den Durchbruch zwischen Halfaya-Paß und Fort Capuzzo, die beide in deutsch-italienischer Hand waren, erzwingen. Diese beiden starken Eckpfeiler selbst sollten dabei gleichzeitig durch direkte Angriffe auf sie erschüttert, womöglich gestürzt werden. Der zweite Stoß führte in Richtung Sidi Omar und wollte die Isolierung der gesamten Sollum-Front herbeiführen. Dieser zweite Stoß war Schwerpunkt des ganzen Unternehmens. Ihm sollte größte Kraft durch starke Panzerbrigaden gegeben werden. Die Besatzung des Halfaya-Passes schrieb sich in diesen Kampftagen das erste Heldenlied. Drei Tage lang wurden schwerste Angriffe des Feindes abgewehrt, obwohl die Verteidiger des Passes zeitweilig völlig abgeschnitten waren. Die Durchbruchsversuche und die Vorstöße der englischen Panzerkräfte brachen im deutschen Abwehrfeuer zusammen. Panzer, Flak, Artillerie und Pak schossen 274 englische Panzerfahrzeuge zusammen. Am dritten Tag der Schlacht stießen deutsche und italienische motorisierte Kräfte in den Gegner, drängten ihn von seiner Stoßrichtung ab und warfen ihn wieder nach Osten zurück. Aus dem Angreifer war damit der Verteidiger geworden.

Zu Beginn des englischen Vorstoßes am 15. Juni gab der Londoner Rundfunk bekannt: „Die Engländer haben es verstanden, im richtigen Augenblick loszuschlagen. Diesmal wird der Schlag entscheidend sein. Die Deutschen haben gründlich versagt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir nach dieser siegreichen Offensive bis zur tunesischen Grenze vorgehen. Heute sind in Nordafrika für uns alle Ziele erreichbar.“ Daß für die Briten nicht alle Ziele erreichbar waren, zeigte der Verlauf der Schlacht. Zu Beginn der neuen großen Offensive am 18. November 1941 waren die Erreichung der tunesischen Grenze und das Vordringen noch ein Stück darüber hinaus das Ziel, das die Engländer sich ohne jeden Vorbehalt gesetzt hatten, die Inbesitz-

Rommels Stellung am Golf der Syrte. *In der eine Woche vorher, am 7. Februar 1942, erschienenen Ausgabe der gleichen englischen Zeitschrift „The Sphere“ beurteilen die Engländer ihre Lage in Nordafrika noch wesentlich günstiger. Der Artikel, dem auch die nachstehende Vogelschauzeichnung entnommen ist, geht insbesondere auf die Stellung Rommels bei Agheila am Golf der Syrte ein, die ihm — nach Meinung der Engländer — sein späteres Vorbrechen gegen die Hochebene der Cyrenaika ermöglichte. Es sei eine Stellung von großer natürlicher Stärke. Tiefe Schluchten durchzögen hier die Wüste, die durch Aufstellung von Geschützen in ein sehr schwer angreifbares Gelände verwandelt werden könne. Die wiedergegebene Ansicht ist vom Golf der Syrte aus zu verstehen, mit El Agheila auf der rechten Flanke; in diesem Gelände verläuft südwärts Agedabia die Straße nach Tripolis. Diese Stellung, so gibt die Zeitschrift zu, hat Rommel vom 22. Dezember bis 23. Januar gehalten. Was machte er die ganze Zeit? fragt der Verfasser besorgt. Rommels Vorstoß in die Cyrenaika, der am 23. Januar begann, gab auf diese Frage eine unmißverständliche Antwort. „The Sphere“ meint dazu: „Die dritte Phase von Rommels Unternehmen schien eine sehr kühne und vielleicht unbesonnene Anstrengung nach Erfolg.“ Diese „unbesonnene Anstrengung“ erwies sich kurze Zeit später als wohlüberlegt und führte zu Erfolgen, deren Einzigartigkeit dann selbst die Engländer anerkennen mußten.*

1 Rommels befestigtes Gebiet 2 Sumpfgelände 3 Alte Befestigungen 4 Schlachten-Dreieck vom 22.-25. Januar 5 Rommels Nord-Ost-Vorstoß 6 Britische Streitkräfte 7 Britische leichte Streitkräfte 8 Rommels Hauptlinie beim Anmarsch auf die Jedabia-Stellung 9 Letzte Operation während der Verfolgungsschlacht unterhalb der Plateauhänge 10 Wo Boote und Barken (Nachschub) gelandet sein könnten 11 Sandberge 12 Rommels Geschütze und Minen 13 Rommels Zufuhrstraße 14 Wüstenkamm mit Hügeln 15 Grabhöhle von Lamia 16 Alte Burg 17 400 Fuß hohe Berge 18 Ebener Strand an der Syrte 19 Vorgebirge Braiga 20 Altrömisches Fort 21 Steiles Vorgebirge mit Burg 22 Burg des Ptolemäus 23 Straße von Benghasi nach Tripolis



nahme der nordafrikanischen Küste durch vollständige Vernichtung der deutsch-italienischen Streitkräfte der geplante Weg, der letzten Endes zur uneingeschränkten Beherrschung des gesamten Mittelmeerraumes und der Aufrichtung einer neuen Italien und Deutschland direkt bedrohenden Front führen sollte. Die Briten traten mit einer für Wüstenverhältnisse geradezu gewaltigen Streitmacht und Übermacht an.

Wie reagierte Rommel?

Er floh nicht, wie es die Briten so gerne gesehen hätten. Er nahm den Angriff an. Nicht aber so, daß er auf Biegen oder Brechen eine bestimmte Linie halten wollte. Generaloberst Rommel tat das, was — nach einer englischen Zeitung — die Briten mit ihm tun wollten. Er zog die englischen Streitkräfte wie ein Gummiband so lange auseinander, bis es riß. (Die Engländer waren in den ersten Tagen der Offensive auf diesen Vergleich, obwohl er nicht gerade sehr gut ist, so sehr stolz, daß er der Originalität halber hier festgehalten sei.) Generaloberst Rommel offenbarte die große Führungskunst eines im Wüstenkrieg erfahrenen Armeeführers, der nicht mit Zahlen zu bluffen oder zu schrecken ist, sondern der das nur tut, was sich aus der Notwendigkeit der sichtbaren Wirklichkeit ergibt. Eines war klar: die eigenen Kräfte waren nicht stark genug, um den angreifenden Feind sofort aus der Abwehr heraus vernichtend zu schlagen. So ließ denn auch Rommel keine feste Abwehrfront entstehen, sondern warf, bald hier, bald dort, den Briten Kräftegruppen entgegen, die den Feind immer schwer zu treffen wußten. Die alte Form des Wüstenkrieges mit blitzschnellen Vorstößen, geschicktem Ausweichen und umfassendem Einkreisen feierte hier in planvoller Führung ihre moderne, wenn man so sagen darf, motorisierte Auferstehung. Die englische Führung konnte überhaupt klein klares Bild gewinnen, was Rommel eigentlich für ein Spiel trieb. Das Gesetz des Handelns wurde der britischen Führung schon in den Anfängen der Offensive aus der Hand genommen.

Der Brite wollte im Vollgefühl seiner zahlenmäßigen Überlegenheit eine große Schlacht, in der Rommels Verbände der Masse des Gegners hätten unterliegen müssen. Rommel ließ es zu dieser Schlacht nicht kommen. Er wählte, suchte und fand auch die Folge von Einzelgefechten, in denen er den Gegner „stückweise" schwer verwunden oder auch schlagen konnte. Es war ein beinahe verwirrendes, über weite Räume reichendes Spiel der Vorstöße, Gegenangriffe und Umgehungen. Es wäre ein interessantes Unterfangen, einmal auf einer Karte sämtliche Bewegungen der deutsch-italienischen Kräftegruppen einzuzeichnen. Es würde einen Linienschleier ergeben, von dem man bestimmt nicht annehmen würde, daß er von einer ordnenden und planvoll führenden Strategenhand gezeichnet worden ist. Diese Vielfalt der Einzelgefechte nahm der britischen Offensive die gesammelte Kraft.

In großen Linien gezeichnet war der Ablauf dieser Schlacht so: Ziel der Briten war: völlige Vernichtung der deutsch-italienischen Streitkräfte in Nordafrika, Durchstoß über Tripolis nach Tunis. Militärisch erreicht werden sollte dieses Ziel mit der Verwirklichung eines großen strategischen Plans, der zunächst vorsah, die deutsch-italienischen Streitkräfte an der Sollum-Front abzuschneiden und diese von Süden her aufzurollen. Als weitere Phase war zweifelsohne die Sprengung des Ringes um Tobruk gedacht, was zur Folge haben mußte, daß den deutsch-italienischen Streitkräften im Raum von Sollum—Bardia—Tobruk der Rückweg abgeschnitten worden wäre. Die Hauptmasse der deutsch-italienischen Streitkräfte hätte dann in diesem riesigen Wüstenkessel der völligen Vernichtung oder Gefangennahme entgegengehen sollen.

Am 18. November frühmorgens bombardierten Hunderte von Flugzeugen die deutsch-italienischen Stellungen, und ein Kreuzergeschwader trommelte auf den Halfaya-Paß. Die gegnerischen Panzerbrigaden rollten in breiter Front der libysch-ägyptischen Grenze entgegen, zunächst in der allgemeinen Stoßrichtung Sollum—Sidi Omar. Ihnen folgten sehr starke Infanterieverbände, die sich aus Australiern, Südafrikanern, Indern und Briten zusammensetzten. Die Umfassungsbewegung der englischen Panzer, die von Sidi Omar aus in einem weiten Bogen durch die Wüste bis Tobruk vorstoßen und damit die Einkesselung der deutsch-italienischen Streitkräfte im Raum Tobruk—El Gobi—Sidi Omar—Sollum erreichen sollte, schien geglückt zu sein, denn am 27. November gelang es den Briten, die Verbindung mit Tobruk herzustellen und den deutsch-italienischen Verbindungsweg nach Westen, südostwärts Tobruk, zu sperren. Der Kessel war gebildet, Rommel praktisch eingekreist.

In dieser Situation zeigte sich die große soldatische Überlegenheit und Führungskunst Rommels. Einzelgefechte im Kessel oder Einzeldurchbruchsversuche konnten nun dem großen Ziel der Lösung aus der Umklammerung nicht mehr entscheidend dienen. In klarer Erkenntnis dieser Lage änderte Generaloberst Rommel sofort seine Kampfführung. Wie ein Magnet zog er die im Einschließungsraum weithin verstreuten Kampfgruppen an und dirigierte sie planvoll in den Raum um Sidi Regceh. Dieser südostwärts Tobruk unweit der Via Balbia gelegene Wüstenort war nun zum wichtigsten Punkt des Kampfraumes geworden. Es war der Konzentrationspunkt der Entscheidung. Trotz der dauernden Bedrohung durch die Briten gelang es Generaloberst Rommel, die deutsch-italienischen Streitkräfte zum Angriff bereitzustellen. Am 30. November traten die Panzer und Infanteristen zum entscheidenden Kampf an. In einem erbitterten 50stündigen Ringen wurde auf verhältnismäßig kleinem Raum eine Schlacht von größter Tragweite geschlagen. Der geschlossene britische Ring wurde aufgebrochen, eine breite Gasse zum Rückweg zur Cyrenaika geschaffen und den Briten ein solcher Schlag zugefügt, daß sie zeitweilig sich sogar von den deutsch-italienischen Kräften absetzen mußten. Allein etwa 800 englische Panzerfahrzeuge wurden in dieser Schlacht vernichtet. Jedoch lag hierin nicht die Bedeutung des Kampfes. Der größte Erfolg dieses Ringens war, daß Rommel das Gesetz des Handelns behielt.

Planmäßiges Absetzen vom Feind

Es war klar, daß diese Schlacht von Sidi Regceh keineswegs für den Ablauf der Gesamtoperationen die letzte Entscheidung hatte bringen können. Denn immer noch war der Gegner kräftemäßig weit überlegen. Das vorläufige Ziel Rommels war es nun, den Gegner immer weiter zu schwächen, um dann im richtigen Augenblick wieder mit geballter Kraft zuzuschlagen. Diesem Ziel dienten alle Bewegungen des Generalobersten in den Wochen des Dezember bis zum 20. Januar. Nach außen hin mochte das planmäßige Absetzen vom Feind, die Preisgabe Hunderter von Kilometern bis El Agheila am Fußpunkt der Großen Syrte wie ein erzwungener Rückzug der deutsch-italienischen Kräfte und wie ein siegreicher Vormarsch der Briten erscheinen. Die nach härtestem Widerstand und erbitterten Kämpfen durch Hunger, Durst und Munitionsmangel bedingte Waffenstreckung der deutsch-italienischen Besatzungen von Bardia, Sollum und dem Halfaya-Paß mochten dieses Bild einer — scheinbaren — Niederlage vollständig erscheinen lassen. Danach aber fragt eine verantwortungsvolle Führung nicht, denn es ist ja Grundsatz der deutschen Kriegführung, nicht um Prestige, sondern um Sieg zu kämpfen. Dem hat sich alles unterzuordnen. Wohl in keiner strategischen Operation in Afrika zeigt sich dies mehr als in den Wochen der Kämpfe von Sidi Regceh bis in den Raum von Agedabia—El Agheila.

Ein großes Ziel rechtfertigt auch Opfer wie jenes des Heldenkampfes vom Halfaya-Paß und des Ausharrens der Besatzungen von Sollum und Bardia auf verlorenem Posten. Die dort standen, wußten, daß es für sie nur einen Weg gab, und daß dieser Weg zwar bitter für einen Soldaten zu gehen ist, er aber andererseits den Kameraden dient: kämpfen bis zum Letzten, um möglichst viele Kräfte zu binden, die dem Gegner im Einsatz gegen die Kameraden fehlen mußten. Und es ist mehr als interessant, nun von den Engländern selbst zu hören, daß diese deutsch-italienischen Verbände auf den verlorenen Posten stets von den Briten als gefährliche Rückenbedrohung ihrer Offensive empfunden wurden und praktisch sich auch so auswirkten.

Der Gegenstoß

Rommel, als der Verantwortliche für den Ausgang dieses Ringens, durfte nicht das Herz, das bei den Kameraden auf dem Halfaya-Paß, in Bardia und Sollum war, entscheiden lassen. Es mußte der Verstand allein die Befehle erteilen. Sie lauteten, angesichts der derzeitigen Unmöglichkeit, den weit überlegenen Gegner vernichtend schlagen zu können, auf Lösung vom Feind und hinhaltenden Widerstand. So kam es im Laufe des Dezember zu verschiedenen heftigen Feindberührungen bei Ain el Gazalla, in der Cyrenaika und bei Agedabia. Wieder zeigte sich hier das Bild wie in den Tagen Ende November im Raum Tobruk—Sollum. Es waren Nachhutgefechte, die planvoll geleitet wurden und den Feind immer wieder aufhielten, um den deutsch-italienischen Verbänden das ungestörte Beziehen einer neuen Abwehrstellung westlich Agedabia zu ermöglichen. Die Briten indessen sahen darin nur Rückzug und fühlten sich auch stark genug, Ende Dezember die deutsch-italienischen Stellungen bei Agedabia anzugreifen. Sie erlebten aber eine kräftige Abfuhr, die ihnen nicht weniger als 120 Panzer kostete. Die Briten wurden denn doch etwas stutzig. Das hatten sie sicherlich in ihrer übermütigen Siegeszuversicht, die schon wieder von Tripolis träumte, nicht erwartet. Aber es kam noch viel dicker. Am 21. Januar setzte Rommel zum Gegenstoß an. Die totgesagte, zerschlagene, aufgeriebene „Handvoll übriggebliebener deutsch-italienischer Panzer" präsentierte sich plötzlich als intakter Verband, der wie das Donnerwetter in die britische Bereitstellung zu einem geplanten Angriff hineinfuhr. Die britischen Pläne einer neuen großen Einkreisung wurden damit schon im Werden zerschlagen.

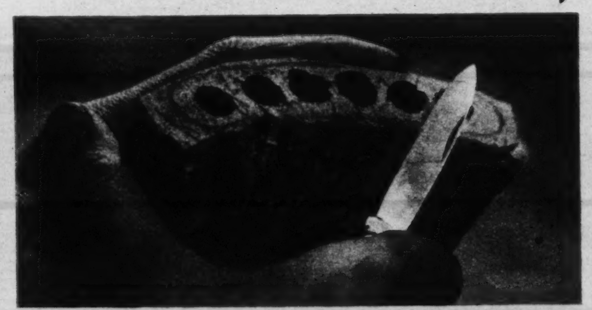
Es darf hierbei auch nicht unerwähnt bleiben, daß zu den erfolgreichen Kämpfen der deutsch-italienischen Verbände auf der Erde die Kameraden der deutsch-italienischen Luftwaffe entscheidend beitrugen. In unausgesetzten Aufklärungsflügen beobachteten sie die Bewegungen des Feindes im eigentlichen Kampfraum und auf seinen weiten Nachschubwegen. In Tief- und Bombenangriffen fügten unsere Jäger, Zerstörer und Bomber dem Feind schwere Verluste zu und schufen erhebliche Verwirrung in dessen Reihen. Die glänzende Zusammenarbeit und die herzliche Kameradschaft, die das Heer mit der Luftwaffe verbindet, trug auch in Nordafrika schönste Früchte. Schon am 22. Januar fiel Agedabia. Die deutsch-italienischen Verbände stießen mit Unterstützung der Luftwaffe trotz starken Sandsturms weiter in den Raum der westlichen Cyrenaika vor und erbeuteten und vernichteten in sechs Tagen allein 283 Panzer, 127 Geschütze und 563 Kraftwagen. Am 29. Januar wurde in überraschendem Zugriff Benghasi genommen, schnell weitergestoßen und bald darauf Derna besetzt. In einer Reihe von Einzelaktionen wurde das gesamte Gebiet der Cyrenaika vom Feinde gesäubert.

WAS VIELE SICHER GERNE HÄTTEN: *Ein Holz-Etui für Zigaretten!*

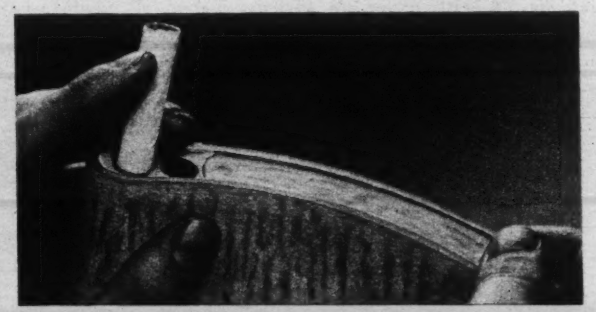
Aufnahmen: Gefr. Haase



Ein Stück nicht allzu hartes Holz wird leicht zu beschaffen sein. In die Hirnseite des Holzes brennen wir mit einem glühenden Eisenstabe, der etwas dicker als eine Zigarette ist, fünf bis sechs Löcher in Zigarettenlänge nebeneinander



Nun brauchen wir ein scharfes Messer und eine nicht ganz ungeschickte Hand, denn aus dem Holzstück soll ein Etui entstehen, das sich in leicht geschwungener Rundung später in der Tasche der Feldbluse der Körperform anpassen soll



Das Schnitzwerk — manch einer kann, um Verwechslungen vorzubeugen, vielleicht sogar seinen Namen darauf verewigen — wird dann durch einen kunstvollen Verschluß gekrönt, so wie wir ihn in unserer Schulzeit an den Federkästchen hatten

WAS wird aus mir?

BERUFSFRAGEN DER KRIEGSTEILNEHMER: 1. DER HANDWERKER

Von Reichshandwerksmeister F. SCHRAMM

Mit dem folgenden Aufsatz beginnen wir eine Reihe von Untersuchungen, die sich mit den Berufsfragen der Soldaten befassen. Es sind Aufsätze über die Möglichkeiten und vorgesehenen Förderungsmaßnahmen für Kriegsteilnehmer im Beamtenberuf, auf den Hoch- und Fachschulen, in der Landwirtschaft und im Einzelhandel vorgesehen.
Die Schriftleitung

Die Meister, Gesellen und Lehrlinge des Handwerks, die heute Soldaten sind, machen sich in ruhigen Stunden Gedanken über ihre berufliche Zukunft. Sie wollen wissen, was der Reichshandwerksmeister für die heimkehrenden Handwerker-Soldaten plant und wie er sich überhaupt die Zukunft des Handwerks denkt.
Im Kriege hat sich das Handwerk bewährt und als unentbehrlich erwiesen. Große, mittlere und kleine Betriebe bilden zusammen ein starkes wohlorganisiertes Rüstungshandwerk, das alle Hände voll zu tun hat. Das Handwerk liefert den verschiedenartigsten Wehrmachtsbedarf von der Halsbinde bis zur vollständigen Fliegerkombination und zum fertigen Sturmgepäck, vom Schemel bis zur eingerichteten Baracke, vom Kleineisenteil bis zur Panzertür. Lieferungsgenossenschaften und andere vom Reichsstand des Deutschen Handwerks geschaffene Gemeinschaftseinrichtungen führen wie die Industrie Großaufträge durch. Der organisierte Großeinsatz hat sich auch beim Bau von Baracken und Blockhäusern im Osten bewährt.

Was geschieht nun, wenn nach dem Siege die aufs höchste angespannte Rüstungsarbeit aufhört und die Millionen Soldaten nach und nach in die Heimat entlassen werden? Gibt es dann Arbeitslosigkeit und Auftragsmangel wie nach dem Weltkriege? Im Gegenteil! Auch das Handwerk wird viel mehr Arbeit haben als Menschen, sie auszuführen. Da ist zunächst der riesige „aufgestaute Bedarf“: was da alles an Instandsetzungen, Umbauten. Neuanschaffungen nachgeholt werden muß, das mag sich jeder Handwerkskamerad in seinem Beruf selbst ausmalen.
Und dann kommt eine Reihe von besonderen Aufgaben. Millionen von Wohnungen fehlen in Orten aller Größen. In dem großen Wohnungsbauprogramm z. B. ist schon heute die Rolle des Handwerks festgelegt. Überhaupt werden alle Handwerkszweige, die mit dem Bau zu tun haben, Ungeheures zu leisten bekommen. Ebenso wichtig ist die „Aufrüstung der Landwirtschaft“. Der zeitgemäße, durch und durch praktische Bauernhof soll die Regel werden. Deutschland wird nach dem Kriege viele Milliarden in die Landwirtschaft hineinstecken, damit das ganze Landvolk vorwärtskommt. Durch moderne Einrichtung der Bauernhöfe und einen weiteren Siegeszug der Landmaschinen soll die Arbeit des Bauern leichter, kürzer und lohnender werden; das ganze Leben auf dem Lande soll sich anregender und abwechslungsreicher gestalten. Und das alles bedeutet Arbeit für das Handwerk; wir brauchen ein starkes, leistungsfähiges, gutgestelltes ländliches Handwerk, wie es sich z. B. 1933 für die Landmaschinen-Instandsetzung und den Handel mit Landmaschinen durch den Unternehmungsgeist tüchtiger Meister bereits entwickelt hat. Um diesen hochstehenden, blühenden Handwerkszweig — ein Gegenstück zu dem ebenso unentbehrlichen Kraftfahrzeughandwerk — weiter zu fördern, habe ich ihn zu einem besonderen Reichsinnungsverband des Landmaschinenhandwerks zusammengefaßt. Aber auch für Schmiede, Stellmacher, Sattler, Brunnenbauer, Klempner und Installateure, Elektrohandwerker, Bauhandwerker, Tischler und andere Handwerkszweige hat das Land sehr viel lohnende und technisch reizvolle Arbeit zu bieten.
Ein ganz anderes Gebiet: Für das handwerkliche Modeschaffen gibt es große Aufgaben, denn die deutsche Modearbeit wird nach dem Kriege in Europa weit mehr Möglichkeiten haben als vorher.

Handwerksaufbau in den eingegliederten Ostgebieten

Lassen wir einmal die Frage des Generalgouvernements und der ehemals sowjetischen Länder „Ostland“ und Ukraine ganz aus dem Spiel und betrachten wir nur die Gebiete, die der Führer aus dem ehemaligen polnischen Raubstaat fest ins Reich eingegliedert hat, also die weiten Flächen in den Reichsgauen Danzig-Westpreußen und Wartheland und die neuen Teile von Ostpreußen und Oberschlesien. Hier können und wollen wir Deutschen ohne Rücksicht auf Vorhandenes nach großzügigen Plänen ein ganz modernes deutsches Musterland schaffen. Und alle verantwortlichen Stellen wissen, daß sich dies ohne die Arbeit selbständiger mittlerer und kleiner Handwerksbetriebe nicht erreichen läßt.
Dort müssen zunächst 60 000 deutsche selbständige Handwerksmeister angesetzt werden. Man hat im Kriege schon mit der Handwerker-Ansetzung begonnen, aber mehr als einen Anfang konnte man jetzt damit nicht machen, denn aus der Heimat sollen heute keine Handwerker mehr herausgezogen werden. Inzwischen ist die von mir gegründete „Handwerksaufbau Ost G.m.b.H.“ an der Arbeit, um immer mehr Werkstätten und Wohnungen für deutsche Ansprüche herzurichten. Die meisten der künftigen Betriebe wird man aber neu errichten müssen; hier hat das Handwerk einen großen Vorteil: der Meister nimmt nicht, wie meist im Altreich, irgendwelche zufällig gefundenen Mietsräume, die oft für einen zweckmäßigen Betrieb seines Handwerks gar nicht passen, sondern bekommt passende, ausbaufähige, auf seinen Beruf zugeschnittene Werkstatt-, Laden- und Lagerräume.
Hiermit bin ich bei einem Punkte, der besonders erfreulich und wichtig ist, nämlich bei der Aussicht für tüchtige unselbständige Meister und Gesellen, sich ohne besonderes Kapital selbständig zu machen. Wir brauchen nach dem Kriege so viele selbständige Meister wie noch nie, und Staat und Handwerk werden selbstverständlich alles tun, um ihnen die Wege zu ebnen. Deutschland braucht junge Meister.
1. für die neuen Gebiete im Osten und zum Teil auch im Westen,
2. für neue Siedlungen im Binnenland (z. B. des Volkswagenwerkes) und neue Wohnviertel, die durch den Wohnungsbau entstehen,



Frühling in der Heimat — *Aufnahme: Hans Retzlaff*

3. für die Kleinstädte und Dörfer als Helfer für die große technische „Aufrüstung“ der Landwirtschaft,
4. als Nachfolger für die vielen alten Meister, die sich nach dem Kriege zur Ruhe setzen werden.

Möglichkeiten für Kriegsteilnehmer

Wo sollen wir alle diese Menschen herbekommen? In erster Linie aus den Reihen unserer Soldaten! Wer ein selbständiger Mann mit eigenem Betrieb und eigenem Haus werden will, wer sich durch Tüchtigkeit hocharbeiten und zu Wohlstand, Ansehen und befriedigender Lebensarbeit kommen will, für den ist nach dem Siege im Handwerk die Gelegenheit gegeben. Auch geeigneten Männern, die nicht im Handwerk, sondern auf verwandten Gebieten gearbeitet haben, werden wir die Wege ebnen.
Ich habe den maßgebenden Stellen ein umfangreiches handwerkliches Kriegsteilnehmer-Programm vorgelegt; es enthält u. a.:
1. Zinsverbilligte Kredite und Beihilfen, sowohl für die Selbständigmachung wie auch für den Wiederaufbau des alten Betriebes.
2. Erleichterte Zulassungsbedingungen zur Gesellen- und zur Meisterprüfung. Der Reichswirtschaftsminister hat inzwischen bestimmt, daß Kriegsteilnehmer schon nach zwei Jahren Gesellenzeit zur Meisterprüfung zugelassen werden können, wenn sie drei Jahre aktiven Wehrdienst, davon mindestens ein Jahr seit dem 1. September 1939, abgeleistet und möglichst an einem anerkannten Meisterprüfungskursus von mindestens 150 Stunden teilgenommen haben. Die Handwerkskammern haben im übrigen die Möglichkeit, dem Kriegsteilnehmer weiter entgegenzukommen. An den Zulassungsbedingungen braucht er also nicht zu scheitern.
3. Kostenlose, internatsmäßige Schulungen sind ein weiterer Punkt des Programms. Der Soldat soll nach dem Kriege die beste Gelegenheit bekommen, sich rasch und gründlich fortzubilden: die Meister, um ihr Können und Wissen aufzufrischen, die anderen, um sich bestens für die Prüfung vorzubereiten.
Damit der Handwerker schon bei der Wehrmacht in ruhigen Stunden für die Meisterprüfung arbeiten kann, um dann möglichst schon während eines Urlaubs die Prüfung abzulegen, wird jetzt vom Oberkommando der Wehrmacht und dem Reichsstand des deutschen Handwerks gemeinsam ein Selbstunterrichtswerk für den allgemeinen Teil der Meisterprüfung geschaffen, das im Herbst in Form von drei Broschüren erscheinen soll.
Auch für den Soldaten muß der „Große Befähigungsnachweis“ gelten. Das heißt: Wer sich als Handwerker selbständig machen will, muß die Meisterprüfung bestehen. Der Soldat soll ja ebenso wie die anderen einen erarbeiteten und durch die Prüfung erworbenen Meistertitel erhalten. Auch er muß sich in der Prüfung über die dringend notwendigen Fähigkeiten und Kenntnisse ausweisen; denn ohne diese müßte er in der Praxis manches Lehrgeld zahlen und würde nicht das werden, was wir — vor allem im Osten — brauchen: ein moderner Meister seines Handwerks, ein erfolgreicher Betriebsführer, ja eine echte Unternehmerpersönlichkeit, wie sie das Handwerk schon viele hervorgebracht hat.

Der Opfergang des Bataillons

(Fortsetzung von Seite 7)

aus angreifen, wie jetzt sogar Feindpanzer auf das Dorf zurollen. Die Entscheidung ist gefallen, der Rückweg ist abgeschnitten. Es gilt also nur noch eines: zu der eigenen Truppe in K. durchzustoßen.

Seit Stunden stapfen die Schützen durch den Schnee. Alle zehn Meter muß die Spurgruppe abgelöst werden. Zwei Tage sind sie nun schon unterwegs, haben nicht geschlafen, haben kein warmes Essen im Magen, haben draußen im eisigen peitschenden Wind gelegen. Kein Schlitten kann hier mehr folgen. Alle Waffen, alles Gerät muß getragen werden. Die Schützen haben ihre Übermäntel, ihre Decken zurückgelassen, um mehr Munition schleppen zu können. Es wird dunkel, als sie an K. herankommen. Ein Angriff ist in diesem Gelände nicht möglich. Das Bataillon hat alle schweren Waffen zurücklassen müssen. So entschließt sich der Kommandeur, K., weit nach Süden ausholend, so zu umgehen, daß er unbedingt auf eigene Truppen stoßen muß, die noch im Südteil des Dorfes sitzen, während der überlegene Feind im großen nördlichen Häuserteil sich festgesetzt hat. Am Abend erreicht das Bataillon die Sicherungen der eigenen Kräfte in K.

Die Unterkunftsmöglichkeiten sind gering, alle Häuser schon übermäßig belegt. Dennoch rücken die Kameraden, Angehörige eines sächsischen Infanterieregiments, noch enger zusammen. Zu 40 hausen sie in den Bauernkaten. An ein Hinlegen ist nicht zu denken. Sie stehen dicht gedrängt nebeneinander, schlafen im Stehen, wärmen sich gegenseitig. Auch hier ist es kalt, denn Feuer darf nicht gemacht werden. Nur durch eine Schlucht ist dieser Häuserteil vom Feind getrennt. Der Hang ist drüben überhöht; von dort sehen die Sowjets jede Bewegung in diesem Abschnitt, die Stellungen der Sowjets dagegen sind von hier aus nicht einzusehen. Dem Feind war wohl doch trotz aller Vorsicht die Verstärkung in der Nacht aufgefallen. Denn am anderen Vormittag beginnt er plötzlich, die Häuser zu beschießen. Pak, Granatwerfer und MG belegen den ganzen Abschnitt mit starkem Feuer. Die Schützen können die Häuser nicht verlassen. Scharfschützen nehmen die Hauseingänge aufs Korn. Pak und Granatwerfer aber haben es auf die Häuser abgesehen. Ein Volltreffer in ein Haus hat schon schwere Verluste gebracht. Aber ein Herauslösen aus diesen Unterkünften ist unmöglich. Die Verbandspäckchen sind bei den schweren Verwundungen bald aufgebraucht, das Gerät des Arztes und das Verbandszeug hat auf den Schlitten zurückgelassen werden müssen. Die Männer verbinden ihre verwundeten Kameraden mit Taschentüchern, reißen sich die Ärmel von den Hemden, um das Blut der Wunden zu dämmen. Im schwersten Feuer kriechen die Ärzte von Haus zu Haus.

Gegen Abend beginnt das Höllenfeuer mit noch größerer Heftigkeit. Die Sowjets schießen mit Brandmunition. Die Dächer fangen sofort Feuer. Es werden Löschkommandos gebildet, um die wenigen Häuser zu erhalten. Aber woher das Wasser nehmen bei dieser Kälte? Mit Panzermunition schießen die Sowjets durch die Häuser. Durch zwei, drei dicke Balkenwände schlagen die Geschosse. Außerhalb der Häuser gibt es nicht einmal Deckung gegen Sicht. Was bleibt den Soldaten übrig, als in den Blockhütten zu bleiben! Wieder gibt es schwere Verluste.

In der Nacht kommt die erste Verpflegung und Munition. Es ist höchste Zeit, die Munition ist fast aufgebraucht, alle sind bis zum Umfallen geschwächt. Am Vormittag aber greifen die Sowjets an. Die Unterkünfte der 7. Kompanie sind zerschossen, niedergebrannt. Der Kompaniechef ist durch zwei Splitter verwundet. Vergeblich versucht die Siebente, ihre Maschinengewehre in Stellung zu bringen. Mit Pak schießt der Feind auf jeden Fleck des Vorderhanges. Die Schützen werden aus jeder Feuerstellung herausgeschossen. Sie müssen zurück, auch auf der Höhe gibt es keine Deckung. Nur von den Flanken aus können die übrigen Kompanien die Sowjets am Weiterkommen hindern. Aber die alte Stellung muß wieder genommen werden. Sturmpanzer des Infanterieregiments greifen an. Sofort schließen sich die Männer der 7. Kompanie unter ihrem verwundeten Chef wieder an, werfen im Gegenstoß die Sowjets zurück, bleiben hinter den Trümmern ihrer Häuser liegen und lassen sich trotz des wahnsinnigen Feuers nicht zum zweitenmal herausdrängen. Es herrschen 36 Grad Kälte, noch immer haben sie alle keine warme Verpflegung, kein wärmendes Getränk bekommen können. Ihre Kochstellen, ihre Unterkünfte sind niedergebrannt, in ihrem einfachen Mantel liegen sie in der eisigen Kälte. Die Hände krampfen sich um die Waffen, sie wollen nicht mehr dem Willen folgen.

Um Mitternacht werden die Kompanien des Bataillons herausgelöst. Ruhe? — Noch nicht! Die Sowjets drängen von Süden, sind durch die deutschen Sicherungen eingebrochen, sie müssen unter allen Umständen wieder zurückgeworfen werden. Und so geht der Opfergang des Bataillons weiter.

Am achten Tag ist das Bataillon in einem Dorf eingeschlossen. Alle wissen es. Sie haben noch keine Verpflegung wieder bekommen, die Sowjets haben die Verpflegungsausgabe überfallen. Als sie am nächsten Tag wieder hinausgeworfen werden, sind natürlich nur noch wenige Reste da. Die Schlittenkolonnen des Trosses finden das Bataillon nicht. Es ist ja auch fast unmöglich. Die Schützen aber wissen, worauf es ankommt. Mit alles überrennendem Schwung greifen sie wieder an und schlagen sich durch die Sowjets hindurch. Zwei Tage noch marschieren sie durch die eisige Kälte. 46 Grad hat das Thermometer erreicht.

Dann wird das Bataillon abgelöst. Und noch einmal müssen sie marschieren, da die ihnen entgegenkommenden Fahrzeuge im Schnee steckengeblieben sind. In O. bekommen sie nach Tagen die erste warme Verpflegung. Tagelang nicht gewaschen, nicht rasiert, die Füße mit Lumpen und Fellen umwickelt, so ziehen sie zum Bahnhof.

War es der Zufall, der das Bataillon zehn Tage später wieder an dieselbe Stelle führte? Die Sowjets saßen noch im Dorf W., das damals Leutnant O. mit seinen Sicherungen dem Feind nicht geben wollte, um seinem Bataillon den Rücken offenzuhalten. Er löste sich damals nicht von dem Befehl, das Dorf zu halten, und starb den Heldentod inmitten seiner tapferen kleinen Schar. Im wilden Zorn stürmten jetzt die Schützen gegen das Dorf. Erbittert wehrten sich die Sowjets, aber sie mußten hinaus, die Männer des Schützenbataillons rächten den Tod ihrer Kameraden.

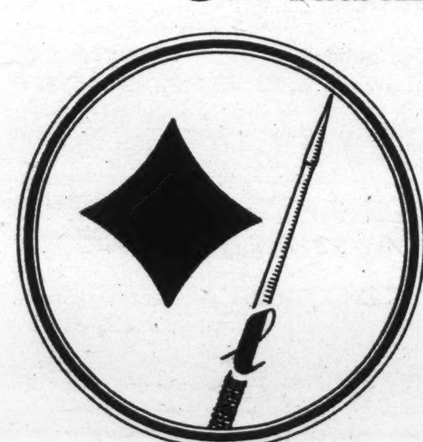
KURZ UNTERRICHTET

KAMERAD, WEISST DU SCHON . . .

. . . daß auch für die Dauer des gegenwärtigen Krieges auf Grund zwingender Vorschriften die volle Versicherungssumme bei Lebensversicherungen in jedem Einzelfall zur Auszahlung kommt? Die Aufrechterhaltung eines Lebensversicherungsanspruches ist daher für jeden Einberufenen schon im Interesse seiner Angehörigen von besonderem Wert. Grundsätzliche Voraussetzung ist jedoch, daß du dafür Sorge trägst, daß auch während des Krieges die Versicherungsbeiträge regelmäßig bezahlt werden. Wenn du Kriegsbesoldungsempfänger bist, mußt du genau so wie ein Friedensgebührnisempfänger die fällig werdenden Beiträge selbst bezahlen, ohne daß dir eine besondere Beihilfe zu diesen Beträgen gewährt wird. Hast du jedoch keine Kriegsbesoldung beantragt, sondern deine Familie bezieht Familienunterhalt, so kann deine Familie auf Antrag eine sogenannte Beihilfe zur Aufrechterhaltung des Anspruches auf eine Lebensversicherung erhalten, diese Beihilfe wird „Sicherungsbeitrag“ genannt. Die Beantragung dieser Beihilfe muß bei den für die Zahlung des Familienunterhalts zuständigen Dienststellen unter Vorlage der letzten Beitragsquittung erfolgen. Die Beihilfe, also der Sicherungsbeitrag, wird grundsätzlich für alle Lebensversicherungen, also auch für Aussteuer-, Invaliditäts-, Pensionsversicherungen usw. gewährt. Grundsätzliche Voraussetzung ist jedoch, daß diese Versicherungen vor dem 1. September 1939 beantragt waren, und daß die Beiträge bis zur Einberufung richtig gezahlt worden sind. Der Sicherungsbeitrag, der nicht die volle Höhe der normalen Beiträge ausmacht, genügt zur völligen Aufrechterhaltung des Lebensversicherungsanspruches während der Zeit der Einberufung. Der Unterschied zwischen Sicherungsbeitrag und dem Barbetrag des Beitrages wird auf Wunsch des Versicherten von den Versicherungen bis auf weiteres gestundet, kann aber auch schon jetzt mit dem Sicherungsbeitrag an die Versicherung mit überwiesen werden. In solchen Fällen erspart der Versicherte sich spätere Nachzahlungen.

. . . daß, wenn du ehemaliger Angehöriger eines Freikorps bist, die Dienstzeiten in Freikorps und Grenzschutzverbänden unter bestimmten Voraussetzungen angerechnet werden können? Die in einem anerkannten Freikorps oder einer anerkannten Grenzschutzformation abgeleistete Dienstzeit wird als aktiver Wehrdienst im Sinne des § 184 des Wehrmacht-Fürsorge- und -Versorgungsgesetzes angerechnet. Im Sinne der Beförderungsbestimmungen ist als Feldbewährung die abgeleistete Dienstzeit in einem anerkannten Freikorps oder in einer anerkannten Grenzschutzformation für die Zeit anzurechnen, in der das betreffende Freikorps oder die Grenzschutzformation dem Feldheere angehört hat oder in der Heimat zu Operationen eingesetzt war. Die in einem anerkannten Freikorps oder in einer anerkannten Grenzschutzformation ausgesprochenen Beförderungen zu Unteroffizier- oder Mannschaftsdienstgraden werden anerkannt. Eine Liste der anerkannten Freiwilligenformationen wird beim Heeresarchiv in Potsdam geführt. Dort können auch Angaben über die Zugehörigkeit eines Freikorps oder einer Grenzschutzformation zum Feldheer oder über den Einsatz zu Operationen in der Heimat eingeholt werden.

Ein **rätselhafter** *Kreis*



Was bedeutet dieses Bilderrätsel?

Erdkunde aus Teilen

Star — Lob — Aal — Dogge — Ohr — Mitte — Lab — Freude — Süden — Rad — Emme

Die obenstehenden Wörter sind mit je einem der unten in alphabetischer Folge angeführten Wörter durch einen Brückenbuchstaben zu einem Wort geographischer Bedeutung zu verbinden. Die Brückenbuchstaben nennen, aneinandergereiht, einen Schlachtenort aus dem Dreißigjährigen Krieg.

Au — Bank — Berg — Burg — Land — Meer — Ruf — Sitz — Stadt — Sund — Tal.

Kette aus elf Wörtern

Es sind elf dreisilbige Hauptwörter folgender Bedeutung zu bilden:

1. Hauptstadt der Philippinen, 2. laute Klage, 3. Bezeichnung für den ersten Ton einer Tonleiter, 4. Soldatenheim, 5. Signalgerät, 6. Mineral, 7. russischer Armeeführer, 8. unreifer Streich, 9. Insel im Bodensee, 10. lateinischer Name für den früheren österreichischen Staat 11. flüchtiger Duft.

Die Schlußsilbe des ersten Wortes soll zugleich auch Anfangssilbe des zweiten sein usw., so daß die Wörter bei richtiger Lösung eine geschlossene Kette bilden. — Es kommen folgende Mittelsilben zur Verwendung:

bel — blen — chen — de — men — ni — ni — ni — ro — ser — stri.

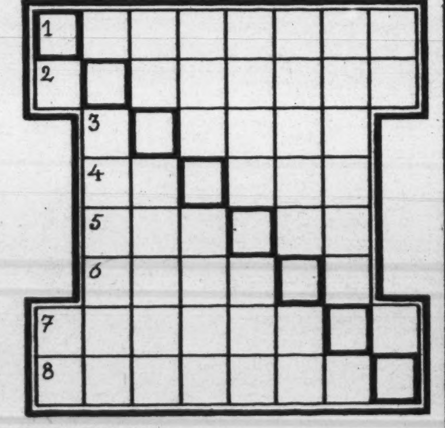
Geographisches Füllrätsel

a — an — berg — da — don — dorf — en — kal — kas — kut — li — lon — na — nord — pol — san — sel — si — ta — tos — zi.

Vorstehende Silben sind in die leeren Felder einzusetzen, so daß in den waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung entstehen:

1 Stadt in Indien, 2. Insel im Mittelmeer, 3. Stadt in Thüringen, 4. Stadt in Hessen, 5. europäische Hauptstadt, 6. Stadt in Brasilien, 7. Stadt im Erzgebirge, 8. Seebad auf Amrum.

Die Diagonale, von links oben nach rechts unten gelesen, nennt einen Kurort im Erzgebirge.



WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Ein rätselhafter Sportsmann: Mittelstürmer.

Beides nützlich: Koppel.

Silbenrätsel: Die Infanterie ist die Koenigin aller Waffen. — 1. Daunenbett, 2. Immelmann, 3. Einflieger, 4. Irrfahrt, 5. Nepal, 6. Fachwissenschaft, 7. Amerika, 8. Nadelkissen, 9. Teller, 10. Edelmut, 11. Rivale, 12. Ironie, 13. Erfindung, 14. Irrgarten. 15. Simili, 16. Tannenberg, 17. Danebrog, 18. Indonesien, 19. Einkommen.

Raten und Rechnen:

$$\begin{array}{rcrcr} 208 & : & 13 & = & 16 \\ : & & \times & & : \\ 2 & \times & 2 & = & 4 \\ \hline 104 & : & 26 & = & 4 \end{array}$$

Bilderrätsel: Vorausabteilung.

JEAN PAUL:

DIE Testamentseröffnung

Solange Haslau eine Residenz ist, wußte man sich nicht zu erinnern, daß man darin auf etwas mit solcher Neugier gewartet hätte, als auf die Eröffnung des van der Kabelschen Testaments. — Van der Kabel konnte der Haslauer Krösus und sein Leben eine Münzbelustigung heißen. Sieben noch lebende weitläufige Anverwandte von sieben verstorbenen weitläufigen Anverwandten Kabels machten sich zwar einige Hoffnung auf Plätze im Vermächtnis, weil der Krösus ihnen geschworen, ihrer da zu gedenken; aber die Hoffnungen blieben zu matt, weil man ihm nicht sonderlich trauen wollte, da er immer so spöttisch dareingriff und mit einem solchen Herzen voll Streiche und Fallstricke, daß sich auf ihn nicht fußen ließ.

Die sieben Erben erschienen auf dem Rathaus, der Kirchenrat Glanz, der Polizeiinspektor Harprecht, der Hofagent Neupeter, der Hoffiskal Knol, der Buchhändler Pasvogel, der Frühprediger Flachs und Flitte aus Elsaß. Der Oberexekutor des Testaments war der regierende Bürgermeister selber. Sofort wurde das Testament aus der Ratskammer vorgeholt in die Ratsstube, sämtlichen Rats- und Erbherren herumgezeigt, damit sie das darauf gedruckte Stadtsekret besähen; endlich wurden die sieben Siegel, die der Erblasser selber daraufgesetzt, ganz befunden. Jetzt konnte das Testament in Gottes Namen aufgemacht und vom regierenden Bürgermeister so vorgelesen werden wie folgt:

„Ich, van der Kabel, testiere 179*, den 7. Mai, hier in meinem Hause in Haslau in der Hundsgasse ohne viele Millionen Worte, ob ich gleich ein deutscher Notarius gewesen. Doch, glaub' ich, werd' ich in der Notariuskunst noch so zu Hause sein, daß ich als ordentlicher Testator und Erblasser auftreten kann.

Allgemein wird Erbsatzung und Enterbung unter die wesentlichen Testamentsstücke gezählt. Demzufolge vermach' ich dem Herrn Kirchenrat Glanz, dem Herrn Hoffiskal Knol, dem Herrn Hofagent Peter Neupeter, dem Herrn Polizeiinspektor Harprecht, dem Herrn Frühprediger Flachs und dem Herrn Hofbuchhändler Pasvogel und Herrn Flitte vorderhand nichts, weil ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, sowenig auch an ihr zu holen ist." — Sieben lange Gesichtslängen fuhren hier wie Siebenschläfer auf. Am meisten fand sich der Kirchenrat, ein noch junger, aber durch gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz Deutschland berühmter Mann, durch solche Stiche beleidigt; dem Elsässer Flitte entging ein leichtgeschnalzter Fluch. Flachsen, dem Frühprediger, wuchs das Kinn zu einem Bart abwärts — mehrere leise Stoßnachrufe an den seligen Kabel, mit Namen Schubjack, Narr, Unchrist usw., konnte der Stadtrat hören. Aber der regierende Bürgermeister Kuhnold winkte mit der Hand und las fort, obwohl mit erzwungenem Ernste:

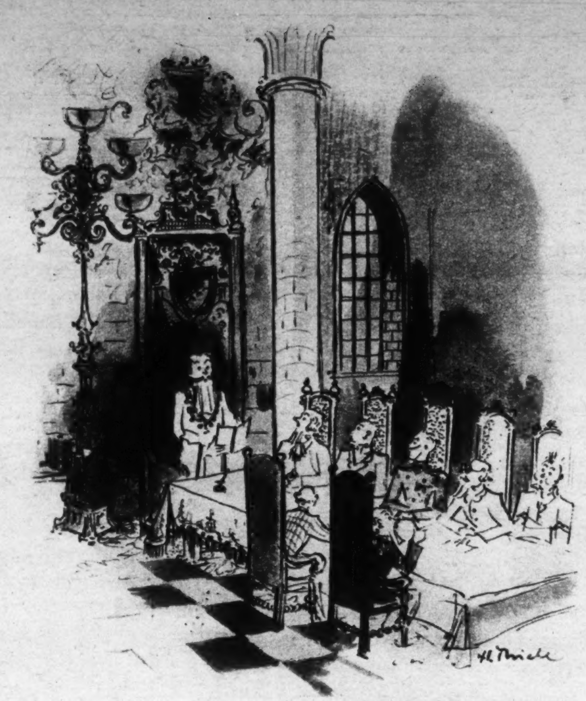
„Mein Haus in der Hundsgasse jedoch soll ganz so, wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Herren Anverwandten anfallen und zugehören, welcher in einer halben Stunde (von der Vorlesung dieser Klausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Tränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrate, der es protokolliert. Bleibt aber alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich später nennen werde."

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Tisch, welche 11½ Uhr zeigte, und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker, so gut wie das ganze Gericht, aufzumerken, wer zuerst die begehrten Tränen über den Testator vergösse.

Daß es, solange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübteren und krauseren Kongreß gegeben als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trockenen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch bloß verwirrt gestaunt und gelächelt, vom Verwünschen wurde man zu schnell ins Beweinen emporgerissen.

An eine Rührung konnte — das sah jeder — keiner denken, doch konnte in sechsundzwanzig Minuten etwas geschehen.

Der Kaufmann Neupeter fragte, ob das nicht ein verfluchter Handel und eine Narrensposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu nichts; doch verspürte er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah wie eine kranke Lerche aus. Der Hoffiskal Knol verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell Sonnabend abends bei einem Schusterlicht rasiert; er war fürchterlich erbost und nahe genug an Tränen des Grimms.



Zeichnung: Gefr. Herbert Thiele

Der listige Buchhändler Pasvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er teils im Verlage hätte, teils in Kommission, und hoffte etwas zu brauen; noch sah er dabei aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Tierarzt auf die Nase gestrichen, langsam ableckt; es war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt.

Flitte aus Elsaß tanzte geradezu im Sessionszimmer, besah lachend alle Ernste und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber für ganz Straßburg und Elsaß dazu wär er nicht imstande, bei einem solchen Spaß zu weinen. —

Zuletzt sah ihn der Polizeiinspektor Harprecht sehr bedeutend an und versicherte: falls Monsieur etwa hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fensterschweiß zu beschlagen, so wollte er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne, als wenn er die Nase schneuzen und davon profitieren wollte, indem in letztere, wie bekannt, durch den ductus nasalis mehr aus den Augen fließe als in jeden Kirchenstuhl hinein unter einer Leichenpredigt. Aber der Elsässer versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernsten Absichten.

Der Inspektor seinerseits suchte dadurch etwas Passen-

DAS FUSSBALL-EREIGNIS DES JAHRES:

Deutschlands Unentschieden gegen Spanien

Das große Länderspiel im überfüllten Olympiastadion erinnerte an die besten Zeiten der deutschen Fußballtradition. Während in der ersten Halbzeit die Spanier überlegen schienen, lief die deutsche Elf in der zweiten zu einer großartigen Form auf. Ihre Geschlossenheit, durch kriegsbedingtes knappes Training erreicht, verhalf zu diesem schönen Ergebnis

Tor für Deutschland

Das Bild zeigt den Schuß des Halbrechten Decker, der unserer Elf die Führung brachte

Das Ausgleichstor für Spanien

Ein Elfmeter-Strafstoß nahm Deutschland den Sieg

Aufnahmen: Hohmann, Schirner

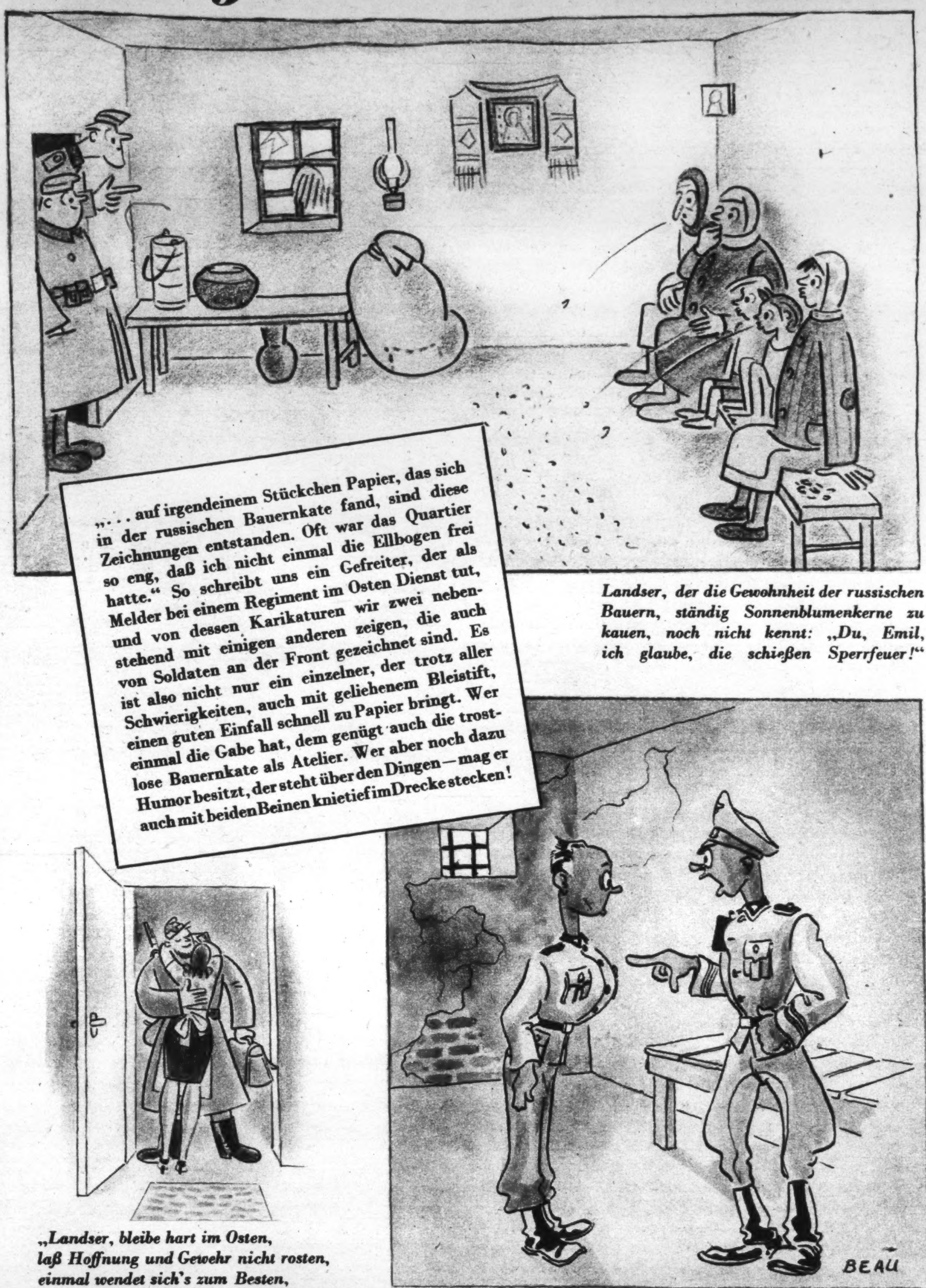
des in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte.
Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht; indes hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten, schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter auf der Stelle das nötigste Wasser aufgezogen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischengekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm.
Der Kirchenrat, der seine Natur kannte aus Neujahrs- und Leichenpredigten und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an andere Erweichungsreden halte, stand auf und sagte mit Würde: „Jeder, der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Tränen sind, eher zurückdränge, um keinem Nebenmenschen damit etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureizen nötig habe aus Nebenabsichten."
„Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich, denn Kabel war ja mein Freund!" sagte er und sah umher. Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken dasaßen wie Korkhölzer, besonders jetzt konnten Krokodile, Hirsche, Elefanten, Reben leichter weinen als die Erben, von Glanzen so gestört und grimmig gemacht. Bloß Flachsen schlug's heimlich zu; dieser hielt sich Kabels Wohltaten und die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienstes, den Lazarus mit seinen Wunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentsartikel in seinen jungen Jahren abquäle und abringe — noch drei Stöße hatt' er zu tun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und Haus.
„O Kabel, mein Kabel", fuhr Glanz fort, fast vor Freude nahe Trauertränen weinend, „einst, wenn neben deine mit Erde bedeckte Brust voll Liebe auch die meinige zum Vermod . . ."
„Ich glaube, meine verehrtesten Herren", sagte Flachs, betrübt aufstehend und überfließend umhersehend, „ich weine", setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen; er war nun auf dem trockenen. Er hatte Glanzen das Preishaus weggefischt, den jetzt seine Anstrengung verdroß, weil er sich ohne Nutzen den halben Appetit weggesprochen hatte. Die Rührung Flachsens wurde zu Protokoll gebracht und ihm das Haus in der Hundsgasse auf immer zugeschlagen.

Die richtige Antwort

Generalfeldmarschall von Mackensen konnte es nicht leiden, wenn einer von seinen Soldaten, an den er eine Frage gerichtet hatte, ihm keine Antwort gab. Die Vorgesetzten der Mackensenschen Armee wurden daher nicht müde, ihren Untergebenen immer wieder einzuschärfen: „Wenn Exzellenz kommen sollte und eine Frage stellt, antworten! Um jeden Preis. Antworten! Wie aus der Pistole geschossen! Denn auf den Schweigenden geht ein furchtbares Donnerwetter nieder. Also: Antworten!"
Eines Tages besuchte Mackensen im Südosten wieder einmal die vorderen Linien. Plötzlich saust eine Granate heran und fegt über den Kopf Mackensens hinweg. Der fährt auf den nebenstehenden Mann ein: „Warum schießt es denn hier?"
Den Kompanieführer schüttelt der Schreck. Ausgerechnet diesen hat der Generalfeldmarschall gefragt, einen biederen, kampftüchtigen, aber mit Geistesgaben nicht gerade gesegneten Bayern. Was mag für ein blühender Unsinn aus seinem Munde kommen? Gleichviel. Wenn er nur antwortet!
Kaum ist die Frage des Generalfeldmarschalls, warum es schießt, gefallen, da reißt der Bayer die Knochen zusammen und antwortet: "Weil Krieg ist, Exzellenz!"
Der Kompanieführer schwitzt Blut. Gewiß, „Antworten!" hat er seinen Leuten gesagt. „Antworten um jeden Preis! Wenn auch Dummes dabei herauskommt." Aber auch das hat schließlich seine Grenzen. Mackensen aber sagt: „Richtig, mein Sohn! Im Kriege pflegt meistens geschossen zu werden. Und zwar scharf." — „Jawohl, Exzellenz!"
Mackensen fährt fort: „Uns beiden aber macht es nichts aus." — „Nein, Exzellenz!"
Als sie außer Hörweite sind, sagt Mackensen, der unbekümmert um das Schießen die Stellung verläßt: „Auf meine geistreiche Frage konnte der letzte Mann, den ich ansprach, gar nicht besser antworten, als geschehen ist. Er hat mir die richtige Antwort gegeben, die einzig richtige. Der könnte Unteroffizier werden!"

Hans Franck

Mit *geliehenem* Bleistift . . .



„. . . auf irgendeinem Stückchen Papier, das sich in der russischen Bauernkate fand, sind diese Zeichnungen entstanden. Oft war das Quartier so eng, daß ich nicht einmal die Ellbogen frei hatte." So schreibt uns ein Gefreiter, der als Melder bei einem Regiment im Osten Dienst tut, und von dessen Karikaturen wir zwei nebenstehend mit einigen anderen zeigen, die auch von Soldaten an der Front gezeichnet sind. Es ist also nicht nur ein einzelner, der trotz aller Schwierigkeiten, auch mit geliehenem Bleistift, einen guten Einfall schnell zu Papier bringt. Wer einmal die Gabe hat, dem genügt auch die trostlose Bauernkate als Atelier. Wer aber noch dazu Humor besitzt, der steht über den Dingen — mag er auch mit beiden Beinen knietief im Drecke stecken!

Landser, der die Gewohnheit der russischen Bauern, ständig Sonnenblumenkerne zu kauen, noch nicht kennt: „Du, Emil, ich glaube, die schießen Sperrfeuer!"

„Landser, bleibe hart im Osten,
laß Hoffnung und Gewehr nicht rosten,
einmal wendet sich's zum Besten,
dann geht's wieder heim nach Westen."

Zeichnungen von Gefr. Erich Proksch, Gefr. W. Beaufays und Gefr. Emil Waas

5 Tage Bau ! *„Was sind Sie von Beruf?" „Staatsanwalt, Herr Hauptwachtmeister!"*



Monolog des abseits stehenden Kunstbetrachters: „Komisch, dies Gedränge dort, die Landschaft hier ist doch auch von Rubens!"

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (z. Z. im Wehrdienst), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

DIE BRIEFTASCHE DES SOLDATEN

Ein Stück Heimat

Sie hatten den harten Tag vergessen
und im Quartier zusammengesessen,
hatten ihre Sachen zusammengesucht,
hatten kräftig über manches geflucht
und einen, der's nötig hatte, gefoppt,
hatten einen zünftigen Skat gekloppt;
und als dann der Abend zur Neige ging
und nichts mehr von alledem verfing,
da saßen sie eine Weile stumm
und nachdenklich um den Tisch herum.
Bis einer — wer weiß, wie er dazu kam —
seine Brieftasche aus der Feldbluse nahm.
Er kramte sie lange und umständlich aus,
als suche er etwas Bestimmtes heraus,
doch bei jedem auch noch so kleinen Stück
verweilte er still einen Augenblick.
Ein andrer sah es und rückte heran.
„Hier, sieh dir mal mein Jüngstes an —
und das ist meine Frau daneben —
dies hier soll mal mein Häuschen geben — —
hier die Stuben — dort geht es in den Garten — —
Wann's wohl mal wird? Nun, ich kann warten . . ."
So spricht er. Und als er um sich blickt,
haben die andern längst ihre Taschen gezückt,
und vor den Älteren wie vor den Jungen
türmt sich ein Häufchen Erinnerungen,
eine Karte, ein Bildchen, ein bunter Prospekt . . .
Und doch — wieviel Leben darinnen steckt!
Ja, stimmt, da waren sie im Theater —
und dort ein Bild von Mutter und Vater,
ein Freund — auch er ist bei den Soldaten —
und der hat sie einmal beruflich beraten . . .
Was fast vergessen, nun tritt es hervor,
baut bunten Träumen ein weites Tor,
und läßt wie im Vorübergehen
ein Stückchen Heimat vor ihnen erstehen.
Was wertlos fast schien — wie reich macht es hier:
ein Foto, ein Kärtchen, ein Stück Papier . . .

K. M.